

Fragmente über Friedrich den Grossen

zur

Geschichte seines Lebens, seiner Regierung, und seines Charakters.

Von dem

Ritter von Zimmermann

Königlichen Leibarzt und Hofrath in Hannover, der Academien der Wissenschaften in Petersburg und Berlin, der Gesellschaften der Aerzte in Paris, London, Edinburgh und Coppenhagen, und der Societät der Wissenschaften in Göttingen Mitglied.

Erster Band.

Leipzig,

in der Weidmannischen Buchhandlung.

1790.

Vorrede.

Meine im Jahre 1788 dreymal gedruckte Schrift über Friedrich den Grossen, und die bald darauf gefolgte Vertheidigung Friedrichs gegen den Grafen von Mirabeau, sind zwar mehrentheils in diese Fragmente verschmolzen. Aber der weit

 grössere

grössere Theil dieser Fragmente ist neü, und enthält sehr viele Dinge die man sonst nirgends findet.

Hannover den 22. September 1789.



Inhalt

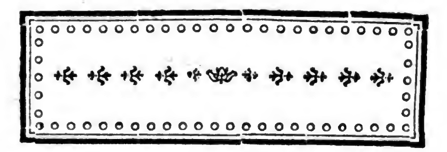
Inhalt des ersten Bandes.

8. Cap.

12. Cap.



Frag=



Fragmente über Friedrich den Grossen zur Geschichte seines Lebens, seiner Regierung, und seines Charakters.



1. Cap.

Einleitung, Uebersicht, Zweck, und Quellen dieser Fragmente.

Friedrichs Geschichte ist noch nicht erschöpfet. Sehr viel Grosses und Gutes ist von ihm öffentlich noch nicht erzählet. Etwas Unendliches und Unerschöpfliches liegt in einem solchen Leben

und in einem solchen Charakter. Man suchet und forschet, und kommt niemals zum Ende. Aber auch das Andenken grosser Dinge erlöschet mit allem was einst so lebhaft und unvergeßlich empfunden ward, und so tief sich in die Seele einprägte: wenn die einzigen Zeügen dieser Dinge nach und nach absterben, und keiner von ihnen sich noch bey seinem Leben irgend einem unbefangenen Wahrheitsfreünde mittheilet, der nach seinem Gesichtspunkte das Unbekannte mit dem Bekannten vereinigt, treü und sorgfältig sichtet was er hat; und dann, so oft er kann, Zweifel löset, Dunkelheiten aufhellet, und Wahrheit behauptet gegen falsche Vorstellungen und Urtheile.

Bey Menschen deren Ahnväter noch nicht gebohren sind, in den entferntesten Zeiten, in jedem künftigen Jahrhundert, ist Friedrichs Leben, Regierung und Charakter, gewiß noch immer ein Gegenstand der Neügier und der Nachforschung. Nie wird man bey der Betrachtung dieses grossen

Man-

Mannes ermüden; keine Revolution des achtzehnten Jahrhunderts, so groß sie auch in irgend einem Lande seyn mag, wird sein Andenken schwächen. Ewig werden viele seiner Schriften für ihn sprechen; und wenn auch nur weniges von dem was sonst noch über ihn geschrieben ist, zur Nachwelt kommt, so wird doch der Strom der Zeiten nicht alles wegreissen. Kalk und Steine und Saülen zum Tempel von Friedrichs Unsterblichkeit, kann indessen zusammentragen wer will, denn ein grosser Baumeister wird doch wegwerfen was nicht taugt. Aber wenn einst der Herr Staatsminister Graf von Herzberg, wie er mich in seinen Briefen hoffen lässt, das Ganze dieses thatenvollen Lebens zusammenstellt, dann erst ist alles gesichtet, und dann hat man ein Werk von ewiger Dauer (*).

(*) Der Herr Graf von Herzberg schrieb mir den 12 April 1788: Si je ne croyois pas devoir sacrifier mon tems aux affaires essentielles et necessaires de l'Etat, je pourrois peutetre composer

Ein sehr erlaubtes und unschuldiges Streben ist es also, irgend etwas über einen so grossen Gegenstand zu schreiben, das nicht aus Volkssagen herstammt, nicht in berlinischen Cliquen und Wirthshaüsern gesammelt, sondern aus den ersten und nächsten Quellen geschöpfet ist; etwas also, womit man wenigstens seinem Zeitalter in die Augen sehen darf.

Denkwürdigkeiten werde ich in diesen Fragmenten aus Friedrichs Leben ausheben, wovon der aller-

poser l'histoire de Fréderic II. la plus sûre, la plus complette et la plus instructive pour le genre humain qui existe, parceque j'ay manié les principales affaires sous lui depuis 1745 jusqu'à sa mort, et que j'ay toutes les archives à ma disposition. Je verrai ce que la Providence me permettra de faire; en attendant j'amasse des materiaux. — Und den 7. Junius 1788: Je souscris parfaitement à tout ce que vous dites du caractere et du coeur grand, magnanime, juste et bienfaisant de Fréderic II, et je pourrois le constater par une infinité de faits et par toute son histoire, si la Providence me permettoit de l'ecrire.

allergröste Theil nicht etwa aus Büchern und auswärtigen Ueberlieferungen genommen ist, sondern aus Friedrichs ungedruckten Briefen; aus sehr vielen handschriftlichen Nachrichten vornehmer Personen, die bey Ihm und mit Ihm lebten; aus mündlichem Unterrichte grosser Theilhaber an seinen Geschäften; und aus Antworten auf unzähliche Fragen, die ich einem seiner vieljährigen Staatsminister und Gesellschafter schriftlich machte, und worauf ich ein ganzes Jahr hindurch, jede Woche, schriftliche Antwort erhielt. Alle diese Nachrichten und Thatsachen werde ich zu dem einzigen Zwecke vorzüglich leiten, daß man Friedrichs erstaunenden Charakter weniger misverstehe; daß man nicht für schwarz halte, was groß und schön ist; daß man nicht schief sehe, wo nichts zu sehen ist, als fester Grundsaz, tiefer Plan, Ebenmaaß und Harmonie.

Einige wilde preüssische Schwärmer haben geglaubt, sie seyen Patrioten, wenn sie diejenigen

die irgend einen Fehler oder irgend eine Schwäche des grossen Königs öffentlich erzählen, für Nichtswürdige erklären, oder, wie mir dieß wirklich widerfahren ist, thöricht mit dem Tode bedrohen! — Aber solche dichterische Einfälle erregen mehr Mitleiden als Unwillen; und competente Richter haben diesen Schwärmern gezeiget: daß sie die ersten Grundsätze der Geschichte nicht verstehen; daß ihre wilden Foderungen selbst in einem Panegyricus unerträglich wären; daß ein grosser Mann nicht ein Mann ohne Fehler ist; und daß es freylich Nahrung eines kleinen Geistes wäre, nur seine Fehler zu rügen, so wie sie verdecken wollen wieder eben so viel ist, als den grossen Mann verkleinern.

Bey dem festen Entschlusse ruhig alles vorzutragen was ich von dem grossen Könige zu sagen habe, ist es doch unmöglich, seinen meisten Historikern, Annalisten, Lebensbeschreibern, Charaktermalern und Charaktersudlern, nicht oft und in manchen Dingen zu widersprechen. Gutmüthig

und

und gelinde werden jedoch alle meine critischen Anmerkungen seyn, ausgenommen über solche Schriftsteller und Menschen, denen eine härtere Behandlung heilsam ist. Widersprechen werde ich niemals aus irgend einem andern Bewegggrunde als aus ehrlicher Wahrheitsliebe, und niemals anders als unter dem Schilde unverwerflicher Zeugen. Gerechtigkeit bin ich dem Herrn Grafen von Mirabeau schuldig, nicht nur weil ich sie allen Menschen schuldig bin, sondern zumal weil er bey vielen Fehlern und Mängeln doch in mancher Hinsicht grosses Lob verdient; aber unbemerkt kann ich seine Anmassungen und Orakelsprüche doch alsdann nicht lassen, wenn sie nichts vor sich haben, als falsche Einsichten, grobe Unwissenheit, und zum Exempel, die Arroganz mit der er sagte: die preüssische Monarchie werde nie reif werden, sondern verfaulen (*).

(*) Histoire secrete de la Cour de Berlin. Tom. II. pag. 87. 191.

Keiner von den vielen preüssischen Historietten-häschern, Anekdotenhändlern und Anekdotophagen (*) wird sich verhoffentlich zum höchsten und obersten Richter über alles aufwerfen wollen was Friedrichs Leben, Friedrichs Regierung, und Friedrichs Charakter betrift. Zuverlässig wird sich keiner eine grössere Autorität anmassen, als unverwerflichen Augenzeügen, Theilhabern an grossen Weltgeschäften, Generalen, vieljährigen Ministern, Gesellschaftern und Correspondenten Friedrichs des Grossen gebührt; keiner wird nicht etwa bloß nur das für wahr gelten lassen, was in seinen Heften steht: denn niemand ist untrüglich, und keine Geschichte

(*) Preüssische Anekdotophagen sind Leüte qui n'ont ni les materiaux, ni les qualités necessaires pour ecrire une histoire bonne et vraye, et qui publient tant d'anecdotes et de faits faux ou incertains: qu'il faudroit plus de peine pour les réfuter et pour rectifier leurs erreurs, que pour ecrire une histoire exacte de ce grand Roi. *Memoire sur le vrai caractère d'une bonne histoire, par Mr. le Comte de Herzberg.* pag. 2.

schichte ist von Unrichtigkeiten frey. Ein Geschicht-forscher muß darum immer dem andern helfen. Eben so gerne muß man sich berichtigen lassen als man gerne andere berichtigt. Biedermännisch muß man zumal, wenn man ein Biedermann ist, sich des Guten freüen das man bey jedem Menschen findet, und jeder neüen Wahrheit die man von jedem Menschen lernt.

Alles was dieses Buch über Friedrich den Grossen enthält, sind aber nur Fragmente; nichts als Blicke in Friedrichs Leben, seine Regierung, und seinen Charakter.

Ein unermeßliches Feld für den Beobachter und den Denker, sind zwar die nachgelassenen Werke des königlichen Schriftstellers. Aber da man des Nachforschens in der Geschichte eines solchen Mannes nie müde werden kann, so suchet man doch gerne wo sich noch irgend etwas findet. Manches ist vorhanden und liegt vor der Welt verborgen. Unstreitig verwahret man zur Geschichte

Friedrichs in den Archiven zu Wien, Petersburg und Versailles, sehr grosse und höchst wichtige Dinge, Berichte und Denkmäler, die man vielleicht im Archiv zu Berlin vermisset. Friedrichs Lebensgeschichte kommt vielleicht nie ganz an den Tag. Mit dem Tode einiger Menschen, die Friedrich in unglaublich vielen Geschäften brauchte, sind auch schon wichtige Nachrichten und Aufschlüsse für die Welt verlohren; und sollte vollends der Herr Graf von Herzberg, dessen Geisteskraft noch so lebhaft und gewaltig wirket, nicht lange genug leben, um ein Werk der Unsterblichkeit über Friedrich den Grossen zu vollenden, so bliebe das grosse Gemälde von Friedrichs ganzer Geschichte unvollendet.

Wenn Herzberg nicht mehr ist, und wenn seine Geschichte Friedrichs nie ans Licht käme, dann würde es jedem künftigen Historiker aüsserst schwer fallen die wahren Ursachen von Friedrichs sämtlichen Handlungen zu bestimmen; und zumal die Ursachen

solcher

solcher Handlungen, bey denen Er einen gemachten Plan, in jedem Fache, durch die ganze Zeit seiner Regierung befolgte. Einige Fingerzeige zu diesem Zwecke wird man jedoch schon in diesen Fragmenten finden; und in dem Betracht erfreüet vielleicht meine Arbeit einen philosophischen Geschichtforscher, und auch wohl hie und da einen Staatsmann.

Deswegen ist man aber auch berechtigt, mich so bestimmt und so genau als möglich zu fragen, wie ich, als ein Fremder, und als ein Arzt der mehrentheils nur mit Kranken umgeht, übrigens ganz stille lebt und von Weltsachen wenig weiß, zu so vielen ganz ausser dem Bezirke medicinischer Erfahrung und Neügier liegenden Nachrichten komme, zur Kenntniß so vieler die preüssische Monarchie, und Friedrich, betreffenden historischen und politischen Wahrheiten? Etwas habe ich hierüber schon gesagt, und etwas kann ich noch hinzusetzen.

Briefe,

Briefe, mit denen mich der königlich preussische Staatsminister, Herr Graf von Herzberg, beehret hat, enthielten höchst wichtige Beyträge für dieses Buch. Auf meine Bitte hatte auch dieser Minister die Gnade mir anzuzeigen, was Ihm in meiner ersten Schrift über Friedrich den Grossen misfiel; und alles was einem solchen Manne misfiel, habe ich natürlicherweise weggestrichen.

Sehr viel Neües erfuhr ich durch Personen von hohem Stande und hoher Geburt, Zeitgenossen von der höchsten Würde des Charakters, die ich nicht andeüten kann und darf. Solche lebendige Archive öfnen sich nur dem glücklichen Schriftsteller, der noch zur rechten Zeit solche Schätze sich zu verschaffen weiß, die sonst insgemein mit ihren ersten Besitzern von der Erde verschwinden.

Indeß das Gebelle einer unglaublichen Menge kleiner Hunde gegen meine erste Schrift über Friedrich den Grossen durch alle gelehrten Kramladen Deütschlands erscholl, suchte ich in dem Cirkel

meiner Bekanntschaft neüe Materialien zu diesem Buche, und kehrte mich übrigens an nichts. Mein zweymaliger Aufenthalt bey dem vieljährigen Staatsminister, Gesellschafter und Correspondenten Friedrichs des Grossen, dem Freyherrn von der Horst, auf seinem Gute zu Halden in Westphalen im Junius und December 1788, verschaffte mir Nachrichten und Aufschlüsse zu Friedrichs Geschichte, die ich nirgends in der Welt gefunden hätte. Von unzählichen Briefen Friedrichs an den Herrn Minister von der Horst, habe ich nicht etwa nur gehöret; ich habe selbst diese unzählbaren Briefe gesehen, habe viele derselben, von mancherley Art, in meinen Händen gehabt und gelesen. Friedrichs lezter Brief an den Herrn von der Horst, war vom zehnten August 1786; also ungefehr vom lezten Posttage vor dem Tode des Königs. Kein Vorrath von historischen Beweisen kann wohl stärker seyn, ob zwar gleich nur wenige dieser Briefe sich mittheilen lassen.

Solchen

Solchen Unterricht und solche Hülfsmittel hatte ich zu diesen historischen Fragmenten. Also ist es kaum erlaubt, noch der Beobachtungen und Erfahrungen zu erwähnen, die ich selbst, unter Friedrichs Augen, vor seinem Lehnstuhl machte. Aber vielleicht enthalten diese in wenige Capitel dieser Fragmente versteckten Beobachtungen doch hie und da etwa ein bemerkenswerthes Wort: denn sie waren überall, und zumal in Berlin, ein gar schmerzhafter Dorn in den Augen vieler gelehrter Herren, die es mir durchaus nicht verzeihen wollen, daß ich vor diesem Lehnstuhl stand.

---

2. Cap.



2. Cap.

Ueber Friedrich Wilhelm den Ersten. Ueber den Charakter seiner Regierung, und ihren Einfluß auf die Regierung seines Sohnes.

Güibert sagt, man habe Friedrich Wilhelm den Ersten den Korporal unter den Königen genannt; und der Herr Graf von Mirabeau scheint vollends zu glauben: sein Kopf sey nicht ganz gesund gewesen (*).

Friedrich Wilhelm der Erste that seine ersten Feldzüge unter Marlborough und Eügen; und diese Männer bildeten doch eben nicht Korporale. Er war bey der Schlacht bey Malplaquet, und hat die Feldzüge gegen Carl den zwölften in Pommern mitgemacht. Als König gab er den Palmen des Frie-

(*) De la monarchie Prussienne. Tom. I. pag. 86.

Friedens den Vorzug über die Lorbeern des Krieges. Genoß er aber auch das Glück keinen Krieg führen zu müssen, so beweiset dieses doch nicht, daß er unfähig gewesen wäre das Grosse des Krieges zu überschauen und zu leiten. Man fand unter seinen Schriften ausgearbeitete Plane von Feldzügen, wozu ihn etwa die Jülich und Bergische Succeßionssache hätte zwingen können. Solche Plane findet man nicht unter den Papieren von Korporalen.

Seine grossen Eigenschaften und seinen wahrlich sehr gesunden Kopf, kannte niemand so gut wie sein Nachfolger; und niemand beurtheilte denselben jemals mit grösserer Gerechtigkeit. Noch schlechter war freylich seine Erziehung als die gewöhnlichste Erziehung der Erbprinzen. Dennoch war sein Geist groß genug, ohne die geringste Anleitung, Einrichtungen auszudenken und zu veranstalten, von denen manche einem Colbert Ehre gemacht hätten, und manche einem Sülly.

Er

Er war der Schöpfer der wichtigsten Fabriken in seinen Staaten. Die von ihm veranstalteten Wollarbeiten beschäftigen noch anjetzt Millionen Hände. Die vollkommenste Rechnungsordnung bey allen Cassen hat Er zuerst eingeführet. Den Ackerbau und die Landwirthschaft brachte Er durch sein Exempel zu neüen Fortschritten; und diese Schritte hätte man ohne ihn in zwey Menschenaltern nicht gemacht.

Nie hat er den Kaufmannsstand gehasst; und nie hat er geglaubt, dieser schicke sich nicht zu seiner Staatsverfassung. Aber er machte einen Unterschied zwischen dem eigentlichen und wirklichen Kaufmann, und der unzählbaren Schaar kleiner Kramer; den grossen Handel hat er aufs aüsserste begünstigt. Es ist ein Merkmal seiner scharfen Einsichten in solchen Dingen, daß er besonders in Berlin ein recht grosses Handlungshaus haben wollte; und auf das vollkommenste erreichte er diesen Zweck durch Stiftung des berühmten Hauses

von Splittgerber und Daun. Den Vortheil kleiner Händler, die nichts als fremde Fabrikwaaren verkauften, wollte er freylich der Wohlfart seiner Fabriken von Wolle und Baumwolle nicht aufopfern: denn er berechnete die Menschenzahl die hierbey litt oder gewonn. Bevor Schlesien, Ostfriesland, und Westpreüssen, zu der preüssischen Monarchie gehörten, zählte man noch kaum etwas über dreyhundert Städte in dieser Monarchie. Hätten nun in jeder Stadt auch nur zehn Kaufleüte ganz allein mit fremden Fabrikwaaren gehandelt, so wäre doch diese Zahl schon sehr stark. Nun hatte hingegen schon über eine Million Menschen, Antheil oder auch ihren völligen Unterhalt, von den einländischen Fabriken; und diese Million Menschen wollte Friedrich Wilhelm nicht aus ihrer Nahrung setzen, damit eine aüsserst kleine und ganz unverhältnißmässige Anzahl von kleinen Händlern gedeye. Nach seiner Meinung konnten die kleinen Kramer und Höcker, eben so gut durch den Verkauf

ein-

einländischer Fabrikwaaren als durch auswärtige ihren Unterhalt finden. Politik und Handel sind aber gar oft im Widerspruche. Die kleinen Kaufleute waren darum mit Friedrich Wilhelm höchst unzufrieden, und die Höcker führten gegen ihn gar bittere Klagen: denn in allen Fällen behauptet die Kaufmannschaft, sie sey in jedem Lande der unentbehrlichste Stand, und der freye Handel sey die Seele von jedem Staate.

Groß war dann auch allerdings der Gedanke Friedrich Wilhelms des Ersten, daß ein König sich durch nichts so sehr eine wünschenswerthe Sicherheit verschaffet, durch nichts ein grösseres Ansehen bey andern Fürsten gewinnt, wie durch einen grossen Schatz.

Er erwarb sich diesen Schatz: so wichtig und groß auch die Zweifel sind, die man aus seines grossen Nachfolgers nachgelassenen Werken dagegen erregen kann und wird. Herr Fischer, Professor in Halle, und Verfasser einer guten Geschichte

Friedrichs des Grossen, sagt: der Schatz Friedrich Wilhelms habe im Jahre 1731 aus sechzig Millionen Thaler bestanden, und im Jahre 1740 aus zwey und siebenzig Millionen (*). Andere sprechen gar von hundert Millionen. In Friedrichs des Zweiten nachgelassenen Werken hingegen steht ausdrücklich: der verstorbene König hinterließ acht Millionen und siebenhundert tausend Thaler erspartes Geld (**).

Ein Professor kann zwar den Vorrath einer Schatzkammer nicht so gut berechnen als ein König, der selbst Besitzer des Schatzes ist; oder auch nur als derjenige der die Schlüssel zur Schatzkammer hat, und die dazu erforderlichen Rechnungen sah. Aber dessen ungeachtet darf man doch ungefehr behaupten, der Herr Professor Fischer in Halle habe Recht,

(*) Geschichte Friedrichs des Zweiten. I. Th. 41. S.

(**) Oeuvres posthumes de Fréderic II. Tom I. pag. 26.

Recht, und die nachgelassenen Werke König Friedrichs des Zweiten haben Unrecht.

Es ist unglaublich daß König Friedrich der Zweite mit seiner eigenen Hand geschrieben habe: sein Vater habe nicht mehr hinterlassen als acht Millionen und siebenhundert tausend Thaler. Der scharfsinnige Denina berühret diesen Punkt in seinem schönen Werke über Friedrich (*); aber er ist zu klug um nicht zu glauben, was wir nun einmal glauben müssen, wenn wir wollen. Mir sagte ein Staatsminister Friedrichs des Grossen lächelnd: diese acht Millionen seyen ein Fehler des Abschreibers, oder ein Druckfehler; denn die Unrichtigkeit der Summe sey klar und offenbar.

Von grosser Erheblichkeit schienen mir die Zweifel dieses Staatsministers. Gewiß sind sie es auch für die Historiker unserer Zeit und der Nachkom-

(*) Essai sur la vie et le regne de Fréderic II. Berlin 1788. pag. 51.

menschaft. Darum glaube ich dieselben so anführen zu dürfen, wie ich sie aus dem Munde dieses preüssischen Ministers habe. Hat man, sagte er mir, auch nur einige Kenntniß des ältern preüssischen Finanzetats, wovon sich in Wien vor vielen Jahren schon Abschriften sollen gefunden haben, so kann man wissen: daß Friedrich Wilhelm der Erste in den leztern Jahren, über eine Million und dreyhundert tausend Thaler jährlich in seinen Schaz legte. Kam nun seit 1720, jährlich auch nur eine Million in seinen Schaz: so würde dieses schon zweymal so viel und noch weit mehr betragen als die angegebenen acht Millionen. Aber noch weit grösser war unter Friedrich Wilhelm dem Ersten der jährliche Zufluß der Schazkammer aus der sogenannten Rekrutencasse. Alles musste dazu beytragen; und dieß machte gewiß eine weit grössere Summe, die aber unter dieser Regierung niemand genau wusste als der Staatsminister von Marschall, und der Geheimerath Trautzettel. Der leztere hatte

den

den Schlüssel zum Schatze; und wie viel Geld der König jährlich in seinen Schatz legte, war diesen beyden Männern allein bekannt.

Selbst das ungeheure Silbergeschier, das Friedrich Wilhelm der Erste auf dem Schlosse zu Berlin nachließ, hielt schon weit mehr am Gewichte als acht Milliónen Thaler. Alle Stücke waren riesenmässig. Vierzehen Kronleúchter hiengen auf dem weissen Saale und in der Gallerie; der gröste hielt acht und zwanzig Centner am Gewichte, und die übrigen nach Verhältniß. In einer Menge grosser Zimmer waren Spiegelrahmen von sechs Centnern; noch schwerer waren die silbernen Tische unter den Spiegeln. Eine ganze Loge von massivem Silber war im Rittersaale in der Höhe angebracht; und diese Loge hatte völligen Raum für achtzehn Musikanten. Wandleúchter, Gueridons, und alles was sich von der Art nur erdenken lässt, war von ungeheúrer Grösse und Schwere. Von gediegenem Golde sogar, war dieß alles im Zim-

mer der Königinn, bis auf die Brandruthen und alle übrige bey Kaminen erforderliche, und anderswo aus Eisen oder Stahl verfertigte Geräthschaft. Die grösten Stücke schickte nachher Friedrich der Zweite in die Münze. Aber vieles findet sich noch jetzt in dem Schlosse zu Berlin; und zu dem ersten und zweiten schlesischen Kriege, hätte man auch wohl diese Stücke verwendet, wenn sich in dem Schatze Friedrich Wilhelms des Ersten nicht mehr gefunden hätte, als acht Millionen.

So klug und vorsichtig hatte sich also Friedrich Wilhelm der Erste in Errichtung eines unlaügbar grossen Schatzes gezeiget. Eben so zeigte er sich, wie ganz Éuropa weiß, durch die Erschaffung und Disciplinirung seiner Armee. Als König stehet er darum im Ganzen, bey der Nachwelt gewiß mit Recht auf einer hohen Stufe. Aber liebenswürdig war er freylich nicht als Mensch, zumal wenn es ihm einfiel in der Perucke eines armen französischen Candidaten mit seinem Stocke zu arbeiten

beiten (*). Seine vernachlässigte Erziehung, und seine unaufhörliche Arbeit an seiner Armee und an seinen Soldaten, gab seinem Charakter, durch die lange Gewohnheit etwas hartes und rauhes. Von Recht und Unrecht hatte er nicht immer ganz helle Begriffe. Sehr oft glaubte Er recht zu handeln, wenn er vollkommen ungerecht war; und allerdings hat er auch zuweilen, wie man das nicht laügnen kann, nach der Sitte edler deütscher Vorzeit mit dem Stocke regiert (**).

Klug war er aber doch in einem ausnehmend hohen Grade; und also nicht eine Art von Halbnarr,

(*) Souvenirs d'un Citoyen, par Mr. Formey. Berlin 1789. Tom. I. pag. 89.

(**) Le Roi, mécontent de quelque ſentence portée par une chambre de juſtice, fit ordonner à tous les membres de ſe rendre chez lui à une heure marquée. Ils comparurent, et à méſure qu'il en entroit un, le Roi le roſſoit vigoureuſement en lui reprochant ſon iniquité. *Souvenirs d'un Citoyen.* Tom. I. pag. 84.

wie der Herr Graf von Mirabeau zu glauben scheint. Sein Testament enthält Dinge über die man erstaunen muß. Der verstorbene Geheimerath von Schliestedt in Braunschweig, war als Commissarius seines Hofes bey der Eröfnung dieses Testaments gegenwärtig, und versicherte einem Herrn von dem ich diese wichtige Nachricht habe, König Friedrich Wilhelm der Erste sage in diesem Testament: „Mein ganzes Leben hindurch fand ich „mich genöthiget, um dem Neide des Oesterreichi„schen Hauses zu entgehen, zwey Leidenschaften „auszuhängen die ich nicht hatte: eine war ein un„gereimter Geiz; und die andere, eine ausschwei„fende Neigung für grosse Soldaten. Nur wegen „dieser so sehr in die Augen fallenden Schwachhei„ten, vergönnte man mir das Einsammeln eines „grossen Schatzes, und die Errichtung einer starken „Armee. Beyde sind da; und nun bedarf mein „Nachfolger weiter keiner Maske. Unter meinen „Papieren findet sich eine Berechnung, daß mein

„erstes

„erstes Bataillon Garde gerade so viel kostet als „sechs ganze Infanterie Regimenter. Setzet man „also dieses Bataillon auf den allgemeinen Feldfuß, „und vergrössert man ihm auch noch, zu meinem „Andenken, seine Löhnung um einen Drittel, so ver„schaffet dieses meinem Sohne dagegen sechs ganz „neüe Infanterie Regimenter.“

Einem solchen Könige, der sein ganzes Leben hindurch mit solcher Standhaftigkeit und mit so unermüdeter Arbeit seinen Plan befolgte, wäre man also auch die Ehre schuldig, daß man sein Testament durch den Druck bekannt machte: weil es solche ehrenvolle, so wenig geglaubte, und so wenig vermuthete Dinge enthält. Friedrich der Grosse befolgte beynahe in den ersten Tagen seiner Regierung den Rath seines Vaters; und, um die sechs neüen Regimenter desto geschwinder zu errichten, nahm er sechs würtenbergische Regimenter, welche die damalige würtenbergische Vormundschaft abdanken wollte, in seinen Dienst.

Bey

Bey allen diesen Vorzügen, durch die sich die Regierung König Friedrich Wilhelms des Ersten auszeichnete, bey der grossen Verehrung die Friedrich der Zweite für seinen Vater hatte und in unsterblichen Denkmälern bezeügte, kann man indessen doch nicht unbedingt sagen, der Vater war in den wichtigsten Regierungssachen des Sohnes Muster. Friedrich der Zweite glaubte und befolgte folgende Grundsätze seines Vaters: Preüssen wäre ohne eine starke Armee, im Auge der grossen eüropeischen Mächte, ein unbedeütender Staat; ein grosser Geldvorrath ist nöthig, um eine grosse Armee brauchbar zu machen; die Vermehrung der Volksmenge ist hierzu erforderlich; und diese befördert man in den preüssischen Landen vorzüglich durch Emporhebung und Vermehrung der Fabriken, die Millionen von Menschen Arbeit und Unterhalt verschaffen.

An diese Grundwahrheiten glaubte der Sohn eben so sehr als der Vater. Aber aüsserst ver-

schieden

schieden und ungleich mehr ausgebreitet war der politische Gesichtskreis des Sohnes. Äusserst verschieden waren seine Grundsätze in Absicht auf die Verbesserung der Justiz, in Absicht auf die allgemeine Gesezgebung, und besonders in Absicht der Gesetze zur Erhaltung der besten innern Policey, und Beglückung der Einwohner. Maaßregeln, Begriffe, und die Art der Ausführung, waren in Absicht auf dieß alles bey dem Sohne ganz anders als bey dem Vater. Zur grossen Staatshaushaltung zeigte Friedrich Wilhelm der Erste die Wege; und sein grosser Nachfolger hat bewiesen, wie viel weiter man noch darinn fortschreiten könne. Bey unverbesserlichen Anstalten des Vaters, machte ihn sein äusserst scharfer Blick zu seinem Nachahmer; in allem übrigen machte ihn sein mächtiger Geist zum Erfinder.

---

3. Cap.

Ueber Friedrichs Verhältnisse mit seinem Vater. Ueber sein Vorhaben nach Wien zu gehen, dort catholisch zu werden, und dann die Erzherzoginn Maria Theresia zu heúrathen.

Friedrich Wilhelm der Erste war ein grosser König, aber im Ausdrucke seiner Empfindungen und Gefühle schien er wirklich zuweilen ein wenig hart. Herr Búsching, ein pragmatischer Historiker, sagt: »er habe bey der Uebung der »Soldaten in den Waffen, auf dem Paradeplatz »und an jedem Orte, bald mit der Faust, bald »mit dem Stock, blindlings auf die ungeschickten »Soldaten losgeschlagen; dem Kronprinzen, der »bey ihm stand, habe dieß sehr misfallen, und »seine Gesichtszüge haben es verrathen; und über»haupt

„haupt zu dem Soldatenspiel, welches Friedrich „Wilhelm so sehr liebte, habe der Kronprinz bey „weitem keine so grosse Neigung gehabt, wie zu „dem Lesen in französischen Büchern, zur Verfer„tigung französischer Verse, und zu dem Spiel auf „der Flöte (*).“

Kann man aber erweisen, was Herr Büsching, dieser sonst menschenmöglichst scharfe und genaue Historiker, ferner sagt: König Friedrich Wilhelm der Erste, wenn er über den Kronprinzen erbittert war, sey von Zeit zu Zeit in denselben gedrungen, daß er der Kronfolge entsage, und sie seinem nächsten Bruder abtrete? Der Kronprinz habe hierauf erkläret: er wolle sich eher den Kopf abschlagen lassen, als dem König in seinem unrechtmässigen Begehren willfahren; wenn aber der König in einem öffentlichen Manifest zur Ursache seiner Ausschliessung

(*) Character Friederichs des Zweiten, Königs von Preussen, beschrieben von Büsching. Zweite Ausgabe. Halle 1788. 179. S.

schliessung von der Thronfolge angeben wolle, Er sey kein leiblicher und ehrlicher Sohn von Ihm, so möchte er den Prinzen August Wilhelm zu seinem Nachfolger ernennen? Der Kronprinz habe aber endlich während seines Verhafts in Cüstrin zu dem Präsidenten von Münchow, in einem Anfalle von Mißmuth gesagt: Er wolle auf die Thronfolge Verzicht thun, und sich von seinem Vater eine Pension ausbitten, nebst der Erlaubniß, dieselbe ausserhalb Landes, etwa in England oder sonst irgendwo zu verzehren; und alsdann möchte sein Vater immerhin den Prinzen August Wilhelm zu seinem Nachfolger ernennen?

Die billigste Antwort hierauf ist wohl dieses. Es kann seyn daß Friedrich Wilhelm der Erste, in den Zeiten seines grösten Unwillens gegen seinen Sohn, etwa den Einfall hatte, Ihn von der Thronfolge auszuschliessen. Allein dieser Gedanke war gewiß nur flüchtig, und eine Wirkung des Jähzorns, in dem er seine ältere Tochter, die nach-

nachherige Marggräfinn von Bareúth, bey eben dieser Gelegenheit aus dem Fenster werfen wollte, und nur mit Mühe, durch die Hand der Königinn, daran verhindert ward. Alle Erzählungen von dem was während des Verhafts in Cüstrin der König und der Prinz zu diesem und jenem soll gesagt haben, sind Volkssagen, die etwas Wahres mit tausendfach veränderten Umständen enthalten; und die niemand sich getrauen wird mit Gewißheit zu behaupten.

Gewißheit ist eine gar aüsserst seltene Sache in allen Dingen, und am meisten in der Historie. Es ist nicht ein Beweis von Redlichkeit, wenn man mit Heftigkeit behauptet was man nicht mit Zuversicht weiß. Eben so dunkel, eben so schwer und unsicher, ist doch natürlicherweise die Geschichte der Vorzeit, als manche Geschichte aus der Stadt in der wir leben, und so vieler Dinge die um uns her vorgehen. Darum muß man, wenn man nicht strenge erwiesene Geschichte erzählen kann,

dieß auch aufrichtig und redlich gestehen; und dieß ist in diesem Capitel mein Fall.

Keinen grössern Gedanken hätte Friedrich der Grosse in seinem ganzen Leben gehabt, als den, nach Wien zu gehen, dort catholisch zu werden, und dann mit der Erzherzoginn Maria Theresia sich zu vermählen, wenn dieß wirklich eben so wahr wäre als wahrscheinlich. Man verstehe mich wohl, ich sage nicht es ist wahr, aber ich sage es ist wahrscheinlich: denn es beruhet auf der Aussage von zwey Männern die Friedrich mit seinem sehr vertraulichen Umgange beehrte. Aber wie diese zwey Männer ihre Aussage bewiesen hätten, das weiß ich nicht, weil sie todt sind. Also habe ich auch hier keine andere Obliegenheit, als nur bloß die Wahrscheinlichkeit eines Gedankens zu zeigen, von dem man sagen kann: er hätte Ströme von Menschenblut ersparet, und grossentheils den ganzen Riesengang des achtzehnten Jahrhunderts verändert.

Ent-

Entfliehen wollte Friedrich der Grosse seinem Vater. Der Vater entdeckte dieses Vorhaben, gerieth darüber in den aüssersten Zorn, ließ seinen Sohn auf das Schloß zu Cüstrin gefangen setzen, ließ Gericht über ihn halten, und in diesem Gerichte waren Stimmen zu seiner Enthauptung. Dieß ist allgemein anerkannt, und daran zweifelt niemand. Aber dunkel und schwer sind die Muthmassungen über diese Flucht.

Zuverlässig weiß man, daß der Kronprinz drey junge Officiere zu Vertrauten seiner Absichten hatte, die dann auch die Gefehrten seiner Flucht seyn sollten: den Baron von Spaan, und dieser war schon vorlaüfig nach Dresden abgegangen; den Herrn von Keith, der sich darauf nach Portugall flüchtete, nach langen Jahren von da zurückkam, und als Generaladjutant und Stallmeister Friedrichs des Zweiten starb; und endlich den unglücklichen Lieütenant von Catt, der allein ge-

fangen, und bekanntlich vor den Augen Friedrichs in Cüstrin enthauptet ward.

Zuverlässig weiß man, daß die Marggräfinn von Bareüth, diese geliebte Schwester, die Friedrich sein ganzes Leben hindurch für seine innigste Freündinn hielt, und deren Bildniß er wie das Bildniß einer Göttinn in den Tempel der Freündschaft im Garten zu Sanssouci setzen ließ, von der vorgehabten Flucht ihres Bruders wusste, und ihm dazu ihre Juwelen hergab.

Zuverlässig weiß man auch, daß der Feldmarschall von Seckendorf, damaliger kaiserlicher Gesandter in Berlin, bey der Zurückkunft des Königs aus Wesel, wo diese vorgehabte Flucht entdecket ward, sich des Kronprinzen bey dem Könige ganz ausserordentlich annahm, und alles versuchte um ihn wider die Schärfe des väterlichen Zorns zu schützen. Aber ganz aüsserst merkwürdig ist hierbey, daß Seckendorf von Wien aus, Befehle für alles hatte was er that; auch that er alles so be-

hende,

hende, daß er nicht einmal Zeit gehabt hätte einen Courier nach Wien zu schicken. Also wusste man auch schon zum voraus das Vorhaben des Kronprinzen in Wien, und gab also auch schon zum voraus Befehle an Seckendorf wie er sich benehmen müsse, wenn man etwa die vorgehabte Flucht des Prinzen entdecke, und der König dann in seinen Jähzorn verfalle, den man so leicht vorhersah.

Zuverlässig weiß man, daß, sobald man erfuhr der Zorn des Königs sey aufs äusserste gekommen und er denke an nichts geringeres als an die Enthauptung des Kronprinzen, Seckendorf dem Könige ein bisdahin geheim gehaltenes Beglaubigungsschreiben überreichen ließ, wodurch ihn der Kaiser zu seinem Ambassador erklärte; daß Seckendorf hierauf eine Audienz gefodert, und dem Könige gesagt habe: „Es sey ihm vom Kaiser befoh„len, dem König sofort den Krieg zu declariren, „wenn Er irgend etwas hartes wider den Kron„prinzen verhänge: denn der Kronprinz stehe, als

„Churprinz und gebohrner Reichsfürst, unter dem
„Schuße des Kaisers und des ganzen Reichs.“

Zuverlässig weiß man, der König habe dem kaiserlichen Gesandten zuerst mit Heftigkeit geantwortet: „Ich bin Herr in meinem Lande und in „meinem Hause;“ — habe sich aber doch, dieser Drohungen wegen besonnen, und dem Kronprinzen das Leben gelassen. Am Ende machte er dann auch die Sache insofern noch dadurch gut, daß er zur Befriedigung der braunschweigischen Gemahlinn des Kaisers die Vermählung des Kronprinzen mit einer braunschweigischen Prinzessinn verlangte.

Nun wird aber Herr Friedrich Nicolai, hervortreten, und sagen: „Dieß alles ist Erdichtung „vom Anfang bis zum Ende; oder woher, als aus „seiner Einbildung, kann man Nachrichten haben, „von denen Ich nichts weiß?“

Sehr entscheidend hat sich schon Herr Nicolai, in seinen berühmten Heften, hierüber mit folgenden Worten erkläret: „Voltaire, sagt Er, hat zuerst

„in

„in der elenden vie privée das Mährchen ausge-
„dacht, Kaiser Karl der Sechste habe behauptet,
„der Kronprinz könne, als ein Reichsfürst, nur
„auf dem Reichstage zu Regensburg gerichtet wer-
„den, und er habe deshalb durch seinen Gesandten,
„den Grafen von Seckendorf, die ernsthaftesten
„Vorstellungen thun lassen, wodurch allein dem
„Kronprinzen das Leben wäre gerettet worden. —
„Es ist wahr, daß von verschiedenen Höfen Inter-
„cessionen für den Kronprinzen einliefen; aber ob
„sie vom kaiserlichen Hofe dringender als von einem
„andern waren, ist nicht bekannt. Ernsthaft, oder
„im Tone der Autorität, können sie wohl nicht ge-
„wesen seyn. Was Voltaire von Seckendorf
„gehört haben will, ist kein Beweis, da der ganz
„groben Erdichtungen, die er sich in der vie privée
„de Fréderic II erlaubt, so gar viel sind (*).“

 So

(*) Nicolais Anekdoten von König Friedrich II. Drittes Heft. 324. 325. 326. S.

So spricht der grosse Berichtiger Herr Friedrich Nicolai. Dagegen schreibt mir der Staatsminister Herr von der Horst: „Spricht Herr Ni„colai als Zeitgenosse dieser Begebenheiten, ist Er „jemals in der Lage gewesen, etwas Zuverlässiges „von der innern Geschichte des preüssischen Hofes „zu erfahren: so will ich glauben, daß seinem „Zeügnisse der Vorzug vor der allgemeinen Sage „und Meinung der damaligen Zeiten gebühre! — „Der Graf von Münchow, nachmaliger Minister „in Schlesien, und der General von Borck, waren „specielle Freünde meines Vaters; und was diese „Herren sagten, widerlegt hier durchaus die Mei„nung des Herrn Nicolai.“

Erdichtet ist also nicht, was ich hier als zuverlässig angebe. Wenn aber übrigens Herr Nicolai behaupten wollte, daß sich der kaiserliche Hof nie in Angelegenheiten der Churfürsten und Churprinzen gemischet, und daß derselbe nie ernsthaft, im Tone der Autorität und als oberster Richter, in

solchen

solchen Fällen zu sprechen versuchet habe: so bitte ich ihn vorerst die Depesche nachzulesen, welche an den Churbraunschweig Lüneburgischen Gesandten zu Regensburg, Freyherrn von Ompteda, von der Regierung zu Hannover in betref der von dem Prinzen von Wallis übernommenen einstweiligen Regierung der Churlande, den acht und zwanzigsten Februar 1789 ergangen ist (*).

Aber dieß alles ist noch nicht hinreichend zur Entkräftung der entgegengesetzten Meinung, daß Friedrich nach England habe reisen wollen, um sich dort mit einer Tochter Georgs des Zweiten, der nachherigen Gemahlinn des Prinzen Stadthalters von Oranien, in die er seit seinem eilften Jahre verliebt gewesen seyn soll, zu vermählen.

Zur Erlaüterung dieser Liebe kann dienen was der Herr Abt Denina sagt: diese Prinzessinn Anna

(*) Eine authentische Abschrift dieser Depesche findet man im Politischen Journal vom Junius 1789. S. 697.

sey wie ihre Schwester Amalia überaus schön und sehr liebenswürdig gewesen (*). — Liebenswürdig war wohl die Prinzessinn Anna durch ihren Character; aber dem Herrn Denina verzeihe der liebe Gott, daß er diese Prinzessinn Anna für eine Schönheit ausgiebt. Im Winter 1788 sah ich ihr marmornes Brustbild im Haag, und es schien mir doch eben nicht auffallend heßlich. Allein unglücklicher Weise sprach ich dort einen Augenzeügen, der oft die Ehre hatte diese Prinzessinn zu sehen und an ihrer Tafel zu seyn, und dieser beschrieb mir ihre Schönheit mit folgenden Zügen: „Ihre Gesichtsfarbe war ungefehr wie helles däni„sches Handschuhleder; die Augen staar und groß; „die Augenlieder herabhängend, und so groß, daß „sie hätten können einem kleinen Munde zu Lippen „dienen; der Mund sehr groß; die Unterlippe „fürchterlich herabhängend; das ganze Gesicht flach „und

(*) Essai sur la vie et le regne de Fréderic II. pag. 19.

»und breit; der Kopf tief zwischen den Schultern;
»der Körper dick, kurz, und breit; und endlich die
»Sprache der Prinzessinn aüsserst schnell, aüsserst
»undeütlich und unangenehm.«

Liebe aus dem Anschauen körperlicher Schönheit, sinnliche Liebe wenigstens, war also hier bey Friedrich nicht im Spiele. Aber mit grösserer Wahrscheinlichkeit sagt ein berühmter Schriftsteller: Friedrich habe nach England gehen wollen, um von dem österreichischen System unabhängig zu bleiben, und dem Feldmarschall Seckendorf keine Befriedigung zu gewähren, der seinen Vater bewegen wollte Ihn mit seiner nachherigen Gemahlinn der Prinzessinn Elisabeth Christine, einer Nichte der Kaiserinn, zu vermählen (*).

Alle Umstände seiner vorgehabten Flucht erzählet dieser berühmte Schriftsteller aüsserst genau und bestimmt: »Friedrich war mit dem Könige in »Wesel.

(*) Fischer in seiner Geschichte Friedrichs des Zweiten. I. Th. 9. S.

„Wesel. Durch den Lieutenant von Catt hatte er
„bereits in Holland ein Fahrzeug in Bereitschaft
„halten lassen. Aber der König ließ den Kron-
„prinzen in Verhaft nehmen, und schickte einige
„Officiere nach Holland um sich Catts dort zu be-
„mächtigen. Der Großpensionair drohte anfangs
„sie bey der geringsten Unternehmung aufhängen zu
„lassen. Catts Verhaftnehmung erfolgte nichts
„desto weniger, und der preüssische Gesandte im
„Haag, Meinershagen ward darüber vor Schre-
„cken des Todes (*).“

Aber alle diese auch noch so genau angegebene
Umstände der damals ausgestreüten und vielleicht
etwas zu leichtglaübig in Friedrichs Lebensgeschichte
aufgenommenen Flucht nach England, entkräften
auf keine Weise die entgegengesezte Meinung. Die
Sache ward entdecket, als der König mit dem
Kronprinzen in Wesel war; aber dieß saget ganz
und gar nicht, daß der Plan des Kronprinzen ge-
wesen

(*) Fischer. I. Th. 6. S.

wesen sey, grade von der Seite seines Vaters weg nach Holland zu entfliehen. In Holland hätte er sich nicht sicher glauben können, als nur in dem Falle daß seine Verabredung mit dem englischen Hofe völlig wäre geschlossen gewesen. Aber eben die Auslieferung des Lieutenants von Catt beweiset, daß sie es nicht war; denn sonst hätte der englische Gesandte im Haag diese Auslieferung durch ein einziges Wort bey den Generalstaaten unfehlbar verhindern können. Unglaublich ist es sodann, daß Meinershagen deswegen vor Schrecken soll gestorben seyn; denn unmöglich kann man sich denken, Meinershagen habe das Geheimniß des Kronprinzen gewusst. Meinershagen war Sohn eines reichen Banquiers in Cölln; er bewarb sich um den Charakter eines preüssischen Gesandten im Haag nur deswegen, damit er, wie man das in Deütschland versteht, einen Charakter habe. Gewiß kannte er die wenigsten Leüte am preüssischen Hofe, und noch weniger Lieutenante aus der Armee.

Hätte

Hätte der Prinz von Wesel nach Wien gehen wollen, so wäre er aus dem Clevischen ins österreichische Gebiet nach Rüremonde gegangen; dieß ist ein Weg von wenigen Stunden. Aber nach aller Wahrscheinlichkeit hat man seinen Project entdecket, noch eh er reif war: und der Lieútenant von Catt flüchtete sich, auf dem kürzesten Wege, über die holländische Grenze.

Noch gar nichts beweisen also alle obige Umstände für eine vorgehabte Flucht nach England. Noch weniger ist sie wahrscheinlich, wie man schon weiß, wenn der Zweck dieser Flucht eine Vermählung mit der englischen Prinzessinn Anna hätte seyn sollen: denn auch der unangenehmen militärischen Zucht des Vaters wäre Friedrich durch diese Vermählung nicht entgangen. Sodann ist gar nicht zu begreifen, warum Friedrich Wilhelm sich so wüthig den Absichten seines Sohnes würde widersetzet haben, wenn er ein so grosses Verlangen bezeuget hätte, sich mit einer englischen Prinzessinn

zu

zu vermählen. Dem damaligen politischen System wäre diese Vermählung ganz angemessen gewesen; denn Friedrich Wilhelm hieng damals ganz an England und Oesterreich. Auch die Königinn von Preüssen hätte alles gewagt, um diese Heürath mit ihres Bruders Tochter möglich zu machen. Nichts unnöthigeres und überflüssigeres hätte also wohl Friedrich in der Welt versuchen können, als wegen einer so leichten Heürath nach England zu fliehen.

Aber Friedrich hat vielleicht auch ganz ohne Absicht auf eine Heürath, bloß um frey und unabhängig zu seyn und ganz nach seiner Neigung zu leben, auf eine Flucht nach England gedacht? Vielleicht wollte er heimlich gar durch ganz Eúropa reisen? — Die Antwort scheint auch hierauf leicht. Hätte Friedrich eine blosse Reise vorgehabt, so hätte sein Vater dieß als einen Jugendstreich betrachtet; und nie wäre er in eine solche Wuth gekommen, nie hätte er von Enthauptung gesprochen.

Noch

Noch weniger lässt sich die Meinung des Herrn Professors Fischer vertheidigen, daß Friedrich bloß nach England gehen wollte, um von dem österreichischen System unabhängig zu bleiben. König Georg der Zweite war eben so gut in dem österreichischen System wie Friedrich Wilhelm; und nach aller Wahrscheinlichkeit, war es Friedrich selbst noch weit mehr, als sein Vater.

Also kam wohl Friedrich durch eine heimliche Unterhandlung mit dem Wiener Hofe auf den Gedanken, sich mit der Erzherzoginn Maria Theresia, der Erbinn aller österreichischen Staaten, zu vermählen. Niemand konnte diese Unterhandlung besser führen als Seckendorf, ein listiger und glücklicher Staatsmann, und wahrscheinlich würde dieser alles gethan haben, um den ganzen Project zur Reiffe zu bringen, und dann die Flucht des Kronprinzen nach Wien zu begünstigen: hätte ihm nicht, als einem bekannten Erzlutheraner, vor Friedrichs Uebergang zur catholischen Religion das Mark in

den

den Knochen gezittert, so sehr es ihm auch als kaiserlichem Gesandten oblag diesen Uebergang zu befördern.

Aber der Kronprinz hatte, wie Herr Fischer sagt, den grösten Widerwillen gegen Seckendorf, und die ganze österreichische Partey am Hofe seines Vaters. Äusserst nachtheilig und verächtlich spricht er, wie man weiß, von Seckendorf, und nennet ihn als Soldat und Staatsunterhändler einen Wucherer, dem die Lüge so geläufig war, daß er allen Gebrauch der Wahrheit darüber verlohr. — Auch diese Einwürfe beweisen nichts. — Der Widerwillen des Prinzen gegen Seckendorf entstand später; und gewiß dachte Friedrich in der Folge, Seckendorf habe ihn misleitet, oder habe auch die Absichten des Wiener Hofes mit ihm nicht geschickt und eifrig genug betrieben. Dieß ist auch wohl die Ursache des Widerwillens, den Friedrich sein ganzes Leben hindurch gegen Seckendorf behielt. Gar viel später entstand sein Widerwillen gegen den

Wiener Hof, und zwar deswegen: weil man kurz vor Friedrich Wilhelms Tode, fast unglaubliche Machinationen des Wiener Hofes in Berlin entdeckte; und weil man sogar erfuhr, wie ich es von einem preüssischen Staatsminister weiß, preüssische Staatsminister seyen vom Kaiser durch ordentliche Jahrgelder bestochen.

Alles was man sich vortheilhaftes für das österreichische Haus nur denken konnte, vereinigte sich in dem Project einer Heürath zwischen Friedrich und Maria Theresia. Weit mehr entsprach diese Heürath den damaligen Absichten des Wiener Hofes, weit andere Hülfsmittel hätte sie zur Erhaltung der Pragmatischen Sanction verschaffet, als die nachherige Verbindung mit dem Hause Lothringen. Politisch war diese lothringische Verbindung damals nicht: so groß und gewaltig und wundervoll wirksam für alles, was jemals das österreichische Haus dachte und nicht dachte, der heldenmüthige und fürchterliche Kaiser Joseph ward, der

aus

aus dieser Verbindung entstand. Aber sie war sehr im Verhältnisse mit der Schwäche der damaligen kaiserlichen Minister, die immer unschlüssig waren, immer hin und her lavirten und wankten; und denen nichts von der grossen Zukunft ahnden konnte, die wir jetzt sehen und erleben. Sehr gelehrt waren zwar diese kaiserlichen Minister; und also machten sie Kaiser Carl dem Sechsten diese Verbindung dadurch angenehm, daß sie ihm sagten: nun werde der hapsburgische Stamm nicht erlöschen, weil Gebhard der Dritte, Landgraf im Elsaß, der Stammvater aller Hapsburger und ein unlaügbarer Abkömmling der lothringischen Herzoge sey; und weil also diese Vermählung die beyden alten Stämme nur wieder vereinige.

Unter allen Bedingen die Seckendorf dem Kronprinzen durchaus vortragen musste, war natürlicherweise dem kaiserlichen Hofe keines so aüsserst und unermeßlich wichtig, wie Friedrichs Uebertritt zur catholischen Religion. Ohne die allervollkom-

menste Genehmigung dieses allerhöchsten Bedinges, wären wohl eher alle Flüsse rückwerts zu ihren Quellen geflossen, wäre wohl eher die Sonne erloschen, bevor der Wiener Hof zugegeben hätte, daß sich eine österreichische Prinzessinn mit einem protestantischen Prinzen vermähle. Umänderung der Religion war hingegen für den philosophischen Friedrich damals eine Kleinigkeit: denn im Grunde verlachte er doch alle Religionen.

Er sollte also, und wollte auch wirklich catholisch werden. Wenigstens ist dieß durch Männer versichert, die seine Gesellschafter und Freünde waren: durch den Grafen von Münchow, nachmaligen Minister in Schlesien, und durch den Herrn General von Borck. Aus dem Munde dieser beyden Herren erinnerte sich der Herr Minister von der Horst, noch jetzt ganz deütlich, gehöret zu haben: daß Friedrich nach Wien gehen und dort catholisch werden wollte, um sich mit Maria Theresia zu vermählen.

Und

Und dieß eben sezte Friedrich Wilhelm den Ersten in die entsezliche Wuth, die auf eine Weile nichts in der Welt schien versöhnen zu können als das Blut seines Sohnes. Friedrich Wilhelm der Erste hielt nach dem Buchstaben des heidelbergischen Catechismus, die Messe für eine verdamınte Abgötterey; hielt fürchterlich steif an der Orthodoxie seiner Väter; und hätte geglaubt: sein ganzes Volk, jede protestantische Seele in der ganzen preüssischen Monarchie, fahre grade und spornstreichs mit seinem Sohne, wenn dieser in Wien die catholische Religion angenommen hätte, hinab in die Hauptwache der Hölle.

Diese preüssische allgemeine Höllenfarth, ward also durch die in Wesel gemachte Entdeckung vermieden. Aber es ist doch sonderbar, daß der Herr Professor Fischer, nachdem er Friedrichs vorgehabte Flucht nach England so deutlich beschrieben hat, doch am Ende beynahe meiner Meinung ist, indem er sagt: „dem Herzog Franz von Lothringen

„war die nachherige Verlobung Friedrichs des Zwei-
„ten mit der Prinzessinn Elisabeth Christine von
„Braunschweig so angenehm, daß er ihr persönlich
„beywohnte, weil Er, eine Verbindung Friedrichs
„mit Marien Theresien als politisch möglich befürch-
„ten musste, wodurch Oesterreich auf einmal den
„Endzweck erreichet hätte, nach welchem es drey
„lange Jahrhunderte vergeblich strebte.“ — So-
gar setzet Herr Fischer noch hinzu: „es scheine auch
„das der Grund gewesen zu seyn, warum Friedrich
„eine jede Vermählung bey der Lebenszeit seines
„Vaters vermeiden wollte.“ Er sagt auch noch
an einer andern Stelle: „der Uebertritt zur ca-
„tholischen Religion hätte Friedrich dem Grossen
„die Aussicht zu den grösten Staatsvortheilen
„verschaffet.“

Es gehet den Historikern wie den Philosophen.
Sie beweisen zuweilen was sie selbst nicht recht
glauben; und dann entwischet ihnen unversehens
ein Wort, wodurch ins Helle kommt, was sie
sonst

sonst verdunkeln. Sonderbar ist dieß. Aber das sonderbarste wäre, wenn die von Seckendorf an den Wiener Hof abgelieferten Papiere, von denen in einem andern Capitel gesprochen werden wird, ins Helle brächten, was vielleicht in diesem Capitel noch in Nacht und Nebel liegt; und was damals, höchst vermuthlich, die Höfe von Wien und Berlin unter sich beschlossen völlig zu verschweigen.



4. Cap.

Ueber sein Leben vor und unmittelbar nach seiner Thronbesteigung.

Friedrich lebte, als Kronprinz, in Rheinsberg so viel er konnte, um dort dem ewigen Exerciren zu entgehen. Als sein Vater einst rasch und tapfer, vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne, immer exerciren und wieder exerciren ließ, schrieb Friedrich an den damaligen sächsischen Gesandten in Berlin, Herrn von Suhm: wir tödten uns hier mit Exerciren! — Ein andermal: wir verlieren hier eine Zeit, die nie wiederkommt, mit Nichtswürdigkeiten! — Ein andermal nannte er, auch in einem Briefe an Suhm, allen diesen militärischen Prunk: wahre Kindereyen! — Mitten unter seines Vaters Revüen, und allem seinem ewigen Rechtsum und Linksum, sehnte sich Friedrich

der

der Grosse nach seinen Studien, nach seinem Weinberg, nach seinen Kirschen und Melonen.

Er fand seinen liebsten Zeitvertreib in der Litteratur, in der Correspondenz mit Gelehrten nach seinem Sinn und Herzen, im Umgange mit geistvollen Köpfen so viel er deren habhaft werden konnte. Uebrigens lebte er lustig, und machte Schulden.

Seine Gesellschafter in diesen Zeiten waren vorzüglich der Graf von Kaiserling, der Baron von Rohwedel der noch vor kurzem als Commandeür des Johanniter Ordens lebte, der Baron von Bielefeld, der Géheimerath Jordan, der Graf von Münchow welcher nachher ein berühmter Minister in Schlesien ward, und der noch lebende Graf von Chazot.

Aber über alles giengen ihm seine Studien. Darum geizte er auf nichts als seine Zeit, und säete unablässig in sich selbst für die Zukunft. Er begriff auch nicht, so elegant er sonst damals war,

 wie

wie man von Moden, von Weiberanzug und Weiberkram sprechen, wie man mit solchen Kleinigkeiten so tief beschäftigt, immer die Langeweile auf dem Nacken haben und doch den Tod fürchten könne. Das gewöhnliche Hofleben und Prinzenleben schien ihm kein Leben.

Münnichs Siege über die Türken, machten ihn unruhig und unbehaglich auf dem weichen Polster seiner Philosophie. Mir deücht, in dieser Unruhe lagen die ersten bemerklichen Spuren von Friedrichs künftiger Liebe für hohen Kriegesruhm. Nur die Berliner ahndeten nichts von allem was Grosses in ihm lag. Sie hörten, er gebe in Rheinsberg artige Feste, er liebe Mädchen und Musik, er habe einen schönen Fuß, er tanze vortreflich: und nun versprach sich ganz Berlin, bey Friedrichs Regierungsantritt, nichts als goldene Tage, immerwährende Feste, ewige Comödien, Opern und Reduten.

Ganz hatte Friedrich Wilhelm sein Vater diese Erwartungen nicht, als Er, auf seinem Sterbebette, zu der Königinn seiner Gemahlinn sagte: „Na, Sie wird sich freüen, daß ich sterbe! Jezt „wirds lustig hergehen; aber denkt an mich, zu„lezt kommt doch alles anderst.“ — Ja wohl kam es anderst!

Beym Antritt seiner Regierung glaubten viele von seinen rheinsbergischen Jugendfreünden, sie erhalten nun ganz gewiß Antheil an allen grossen Regierungsgeschäften. Niemand glaubte dieß mehr als Kaiserling, den der König gewöhnlich Cäsarion nannte, und den er wirklich liebte. Auf der ersten Reise die König Friedrich zur Huldigung nach Preüssen machte, saß er mit Kaiserling mit Algarotti und einem Dritten in einem Wagen; und, um sich gleich in den Besiz aller Vorrechte eines Günstlings zu setzen, überhaüfte Kaiserling den König mit Bittschriften, Recommendationen, und Intercessionen jeder Art. Einigemale erinnerte ihn

ihn der König, daß dieß nicht angehe, und mit seinem Regierungsplan nicht übereinstimme. Cäsarion kehrte sich nicht an diesen Wink; und so wollte auch Friedrich ihn nicht mehr in seinem Wagen haben. Als aber nachher in Königsberg, nach wohlhergebrachter und auch jetzt noch gar nicht aus der Mode gekommener preüssischer Art und Kunst, ein fürchterlicher Platzregen von Glückwünschen in Versen und Prosa auf den König fiel, übergab er dieß alles an Cäsarion, und sagte zu ihm: »ich »weiß daß sie sich gerne mit fremden Papieren be»fassen: also thun sie mir den Gefallen, und beant»worten alles dieses Zeüg.«

Cäsarions Exempel machte die übrigen vorsichtiger; und von diesem Tage an, war der Ton der neüen Regierung angegeben. Uebrigens bezeigte sich der König gegen Kaiserling gar nicht unfreündlich, und behielt ihn dennoch bey sich.

Ein Jugendfreünd des Königs bevor er zur Regierung kam, war der Abbé de Solignac. Er

kam

kam mit dem König Stanislaus als sein Aumonier nach Berlin, und machte sich bey dem Kronprinzen durch sein redliches Wesen, durch seine Kenntnisse und Gelehrsamkeit ungemein beliebt. Solignac hatte für den Kronprinz eine ganz ausserordentliche und zuweilen auch ganz sonderbare Anhänglichkeit: denn er bat ihn oft, um Gottes willen, daß Er sich doch mit der Freymaürerey nicht abgebe! — Der Kronprinz hörte diese Ermahnungen mit grosser Gutmüthigkeit an, lachte herzlich darüber, und gieng dann in die Loge.

Als der König seine bekannte Reise nach Straßburg machte, begegnete ihm zwischen Landau und Straßburg ein Reisewagen. Er ließ fragen, wer in dem Wagen sitze? — Der Abbe' de Solignac. Flugs kehrte der König um. Der Abbe' erstaunte, als er den König in Preüssen aussteigen, und an seinen Wagen kommen sah. Wie ist es möglich, rief Solignac, daß ich Eüer Majestät hier finde? Der König antwortete: „mein lieber Abbe', ich bin

„expreß

„expreß hieher gekommen, um sie in den Freymau-
„rer Orden aufzunehmen; hier habe ich die ganze
„Geräthschaft einer Loge, und die Ceremonie voll-
„führen wir hier im freyen Felde.“

Der gute Abbe′ schien über diesen Vorfall schrecklich betroffen. Er merkte aber doch bald den Scherz; der König unterhielt sich mit ihm fast eine Stunde. — Diese Anekdote hat mir ein preüssischer Minister erzählet, und dieser Minister hat die Anekdote aus dem Munde des Königs.

5. Cap.



5. Cap.

Ueber Friedrichs vorgeblich griechischen Geschmack in der Liebe.

Der berlinische Oberconsistorialrath, Herr Büsching, sagt: „Durch seinen Wider„willen gegen das Frauenzimmer verlohr Friedrich „viel sinnliches Vergnügen. Aber er verschaffte „sichs wieder durch den Umgang mit Mannsper„sonen; und hatte aus der Geschichte der Philo„sophie behalten daß man dem Socrates nachge„sagt, er habe den Umgang mit dem Alcibiades „geliebt (*).“

Aber nicht nur Herr Büsching, sondern Voltaire, la Beaumelle, der Herzog von Choiseúl, unzählige Franzosen und Deútsche, fast alle Freúnde und

(*) Büschings Charakter Friederichs des Zweiten. S. 22.

und Feinde Friedrichs, fast alle Fürsten und Grossen in Európa, sogar seine Bedienten, sogar die Vertrauten und Gesellschafter seiner lezten Jahre glaubten: Friedrich habe geliebt, wie man sagt, daß Socrates den Alcibiades liebte! — — — Und ich werde zeigen, daß ganz Európa, und alle Bediente und Vertraute Friedrichs sich hierinn irren; und einen unverdienten Schandfleck auf Friedrichs Namen und auf Friedrichs Nachruhm werfen.

Ueber eine wichtigere Sache kann man nicht schreiben, wenn man über das Leben und den Charakter Friedrichs des Grossen schreibt. Freylich wird man mir von allen Seiten vorwerfen, daß ich über eine so aüsserst delikate Materie hätte schweigen sollen. Aber würde man immer verschweigen was sich hierüber sagen lässt, so würde man das eigentlich Wahre dieser Sache auch nie erfahren; und von einem Jahrhundert zum andern, würde ein Schriftsteller dem andern nachgackeln:

Friedrich

Friedrich habe geliebt, wie Socrates den Alcibiades liebte.

Was Büsching und Voltaire über diesen Punkt wähnen, das wähnte ich sonst auch, zumal da einer der Lieblinge Friedrichs, ein Vertrauter und Gefehrte seiner lezten Lebensjahre mir in Potsdam sagte: „Friedrich habe kurz vor dem siebenjährigen „Kriege noch geliebt, wie Socrates den Alcibiades „liebte.“

Hat Friedrich dieß gekonnt, dachte ich, so war er doch, nach einem anderweitigen Vorgeben der Franzosen nicht entmannt. Aus dieser Ursache also verlachte ich in meiner ersten Schrift über Friedrich den Grossen, die französischen Lieutenante und Fändriche, die am Anfang des siebenjährigen Krieges (es versteht sich vor der Schlacht bey Roßbach —) so oft sagten: wie kann der Marquis von Brandenburg sich mit uns in eine Art von Krieg einlassen, da er doch nicht einmal im Stande ist bey einem Weibe zu schlafen?

Friedrich war nicht entmannt; aber er ward sechs Monate nach seiner Vermählung durch ein chirurgisches Messer schrecklich vom Tode gerettet, und unter allen seinen Cabinetsgeheimnissen war dieß zuverlässig das erste und gröste.

Etwas muß indessen schon lange hiervon ruchtbar geworden seyn, weil man sonst in Frankreich und anderswo auf jenen Gedanken nicht gekommen wäre. Aber da man dabey dem Könige doch auch immer den griechischen Geschmack in der Liebe vorwarf, so fiel man in den offenbarsten Widerspruch. Alle diese Widersprüche und Dunkelheiten kann ich heben wie mir deücht; und was noch weit mehr ist, ich kann dieß alles so erzählen, daß dadurch ein sonst unsterblicher Fleck von Friedrichs Namen wegfällt.

Vor seiner Vermählung hatte Friedrich ganz und gar keine Abneigung gegen das Frauenzimmer. Sein Temperament erweckte vielmehr bey ihm, in diesen Jahren, die gröste Neigung für das

weib-

weibliche Geschlecht. Aber die Härte mit der einst sein Vater gegen eine artige Person verfuhr, die nur im Verdacht war ihm zu gefallen, entfernte ihn von dem was man Liebe nennt, beraubte ihn dieses himmlischen Genusses, und trieb ihn zu dem was nicht Liebe ist, also bloß zum kurzen und geraden Umgang mit Freüdenmädchen. Er entfernte sich in der Folgezeit, sehr absichtlich, vom weiblichen Geschlechte; aber aüsserst liebenswürdig war er und blieb er sein ganzes Leben hindurch, wenn er mit Damen sprach oder an Damen schrieb: so wie er auch, sein ganzes Leben hindurch, durch seine unbeschreibliche Höflichkeit und unbeschreibliche Anmuth, entzückend angenehm für alle Menschen war, so oft er angenehm seyn wollte.

Mit der grösten Genauigkeit, die man mir der wichtigen Folgerungen wegen gewiß verzeihet, werde ich und muß ich, ganz nach ihrer Natur diese Geschichte darstellen, durch die eine so grosse

und bisher so undurchdringlich gewesene Decke von Friedrichs Handlungen wegfällt.

Gerade in der Zeit als sein Vater ihn zur Vollziehung seiner Heürath nach Braunschweig bringen wollte, hatte Friedrich einen aüsserst heftigen venerischen Samenfluß. Er offenbarte die schreckliche Verlegenheit, in die ihn dieses Unglück versezte, dem Marggrafen Heinrich von Schwedt; den er auch in der Folge sein Lebenlang nicht ausstehen konnte, weil er glaubte, der Marggraf habe ihm den Rath, den ich sogleich erwähnen werde, aus Bosheit gegeben. Er nannte ihm einen kunsterfahrnen Mann, und versprach ihm daß dieser dem Uebel sogleich abhelfen werde, denn ihn selbst habe er oft in wenig Tagen davon befreyt. Dieser ungeschickte und heillose Künstler war Leibarzt des Marggrafen Ludewigs zu Malchow; man nannte ihn deswegen den Doctor von Malchow. Auf die Vorstellungen des Marggrafen Heinrichs ließ also Friedrich, in seiner Noth, gleich diesen Doctor

hohlen;

hohlen; und dieser vertrieb ihm seinen venerischen Samenfluß in vier Tagen. Friedrich glaubte sich nun vollkommen hergestellt, und der Quacksalber ließ ihn bey seinem Glauben. Die Reise nach Braunschweig hatte ihren Fortgang, und das Beylager ward vollzogen.

Hatte sich nun gleich bey dem Kronprinzen anfangs einiger Widerwille gegen den Zwang der väterlichen Wahl geaüssert, so ward doch dieser Widerwille durch die Schönheit einer auf alle Weise vortreflichen Prinzessinn bald vollkommen getilgt. Friedrich führte seine Gemahlinn nach Rheinsberg, und die ersten sechs Monate schienen mit allen Merkmalen des vergnügtesten Ehestandes zugebracht.

Ein verdienstvoller Schriftsteller versichert also ganz unrichtig (*) daß Friedrich mit seiner Gemahlinn in philosophischer Enthaltsamkeit lebte: denn

(*) Fischer in der Geschichte Friedrichs des Zweiten. I. Th. S. 9. 48.

denn Friedrich schlief diese ganze Zeit hindurch, jede Nacht, bey seiner Gemahlinn. Und dieses hat ihre anjetzt verstorbene Hofdame, Fräulein von Kametzky, nachherige Gemahlinn eines sehr verehrungswürdigen Mannes, des Herrn Hofrichters von Veltheim zu Harpke, dem Herrn Minister von der Horst oft betheüret.

Dieser glückliche Zustand änderte sich jedoch nach Verlauf eines halben Jahres. Der verstopfte Samenfluß brach mit grosser Wuth und mancherley bösen Symptomen wieder hervor. Friedrich verfiel in eine heftige Krankheit, die man zu verbergen suchte, und deren Ursache man zumal verschwieg. Es sey, sagte man nach Hofmanier, eine blosse Unpäßlichkeit. Aber diese Unpäßlichkeit ward so arg, und der kalte Brand war so nah, daß nichts in der Welt mehr dem kranken Friedrich das Leben zu retten vermochte, und wirklich gerettet hat: als — ein grausamer Schnitt!

Bey

Bey einem so grossen Geiste war es nicht so wohl eine Schwachheit als vielmehr ein wahrer Mißverstand, wirklich eigentliche Unwissenheit in solchen Dingen, diese gar nicht vollständige Entmannung für einen Schimpf zu halten, der bey ihm über alles gieng. Er wusste nicht, daß nicht alsdann der Charakter eines Mannes sich verändert, daß er nicht alsdann furchtsam und klein wird, wenn er keinem Weibe beywohnen kann wie es sich gebührt: sondern erst alsdann, wenn ihm durch eine ganz verschiedene Operation die Erzeügung des Samens unmöglich gemacht ist. Allerdings wird in diesem leztern Falle, aber nicht bey der blossen Unfähigkeit einem Weibe beyzuwohnen, der Charakter kleinlich, furchtsam, arglistig, und tückisch; und man hat etwa noch Wiß oder Wißsucht, aber keine wahre und hohe Geisteskraft, keine Keckheit, keine Unerschrockenheit, keinen Muth. Bey Friedrich war die Erzeügung des Samens durch jenen Schnitt nicht verhindert; er

 war

war ein klein wenig verstümmelt, aber nicht verschnitten, und deswegen blieb Er was Er war, ein Mann von der höchsten Geisteskraft, der unerschrockenste und gröste Held seines Zeitalters. Den Trieb muß er behalten haben einem weiblichen Geschöpfe beyzuwohnen.

Freylich konnte Friedrich aus den Schriften der Römer wissen, wie man im alten Rom von einem vollständigen Mangel von Mannheit sprach, und wie bitter deswegen Claudian gegen einen wahren Eúnuch den Bürgermeister Eútropius schrieb. Es ward daher die gröste Angelegenheit seines Lebens, seine kleine Verstümmelung, die er immer mit Eúnuchheit verwechselte, und die daher entstehenden Ungemächlichkeiten zu verbergen.

Ganz gegen seine Neigung und gegen seinen Willen sah er sich gezwungen, von seiner höchst liebenswürdigen und innigst von ihm geliebten Gemahlinn sich zu entfernen, sich zu stellen, als wenn es unmöglich wäre den physischen Widerwillen abzu-

abzulegen, den eine ihm abgenöthigte Heurath bewirke. Oeffentlich bezeugte er also für seine Gemahlinn, nun weiter nichts, als die gröste Hochachtung. Aber damit ja kein Mensch etwa glaube, Er empfinde nicht alle Regungen der menschlichen Natur, die er auch ohne allen Zweifel empfand, aüsserte er vorerst noch immer das gröste Wohlgefallen an schönen Weibern. Noch sind die Gemälde der schönen Tänzerinnen vorhanden, die er aus dieser Ursache in seinen Zimmern aufhängen ließ.

Er gab sich aus eben dieser Ursache auch das Ansehn als fände er grossen Gefallen an unzüchtigen Gemälden. Dieß gelang ihm zumal durch das unzüchtige Gemälde das Voltaire beschreibt, und sein Berichtiger, Herr Friedrich Nicolai laügnet.

Voltaire versichert, der Speisesaal des Königs sey mit einem sehr unzüchtigen Gemälde ausgezieret gewesen, wovon der König selbst den Gegenstand dem Maler Pesne angegeben habe. Herr Nicolai

 nennt

nennt dieß eine offenbare Unwahrheit, und sagt: „La Vaux (der Nachschreiber dieser vorgeblichen „Lüge) sollte doch während seines Aufenthaltes in „Berlin, wohl einmal in Potsdam oder Sanssouci „gewesen seyn, wo in die Augen fällt, daß in die„sem Schlosse nicht ein einziges Gemälde von un„züchtigem Gegenstande war. Auch ist daselbst „nie eins dergleichen vorhanden gewesen; ich habe „mich deshalb besonders erkundiget. Jetzt, da „nach dem Tode des Königs der ganze Flügel, wo „Er wohnte, ausgeraümet, und neü gebauet wor„den ist, musste sich ein solches Gemälde, selbst „wenn es nur in einem Winkel gesteckt hätte, ge„funden haben. Am wenigsten war ein solches im „Speisezimmer. Alle in Sanssouci befindlichen „Bilder sind in der Beschreibung von Berlin und „Potsdam (III. Bd. S. 1214) verzeichnet. Pesne „hat überhaupt niemals ein solches Bild gemalt, „wie es Voltaire beschreibt; niemand hat jemals „ein so schändliches Bild in den Schlössern des

„Königs

„Königs gesehen. Im Gegentheile: der König
„liebte zwar in den Gemälden schöne und ange=
„nehme weibliche Figuren, aber keine unanständige
„Vorstellungen. Als Ihm einst ein sonst schönge=
„maltes, aber etwas unanständiges Gemälde eines
„Satyrs und einer Nymphe, von Cignani, zum
„Verkauf angeboten ward, so sagte Er, sobald Er
„es ansichtig ward: Pfui! Pfui! fort damit (*).“

Herr Nicolai ist ohne allen Zweifel ein grosser
Berichtiger; aber da es in der Welt so viel zu
berichtigen giebt, und da Herr Nicolai sonst noch
für so viele grosse Dinge zu sorgen und zu wachen
hat, so kann sich ein solcher Mann wohl zuweilen
in Kleinigkeiten irren. Mir schrieb der Herr Mi=
nister von der Horst den 3. May 1789: „ich erin=
„nere mir sehr wohl, daß ich im Jahre 1747 in
„Potsdam ein Gemälde sah, wie dasjenige von
„Pesne das Voltaire beschreibt. Es hieng im
„zweiten

(*) Nicolais Anekdoten von König Friedrich II. Drittes Heft. S. 316. 317.

„zweiten Zimmer von dem grossen Eßsaal, worinn „die Tafel der Officiere von der Garde ist. Aber „dieses Gemälde war bey weitem nicht das unzüch„tigste, denn noch weit mehr unzüchtig waren an„dere Gemälde in den Zimmern der königlichen „Schlösser. In diesem zweiten Zimmer von dem „grossen Eßsaal der Officiere von der Garde in Pots„dam, sah ich im Jahre 1747 ein kleines Ge„mälde von Watteau, das stärkste in der Art das „ich jemals gesehen habe. Es war eine ausge„streckt liegende völlig nackte Weibsperson, der sich „ein nackter Jüngling näherte; das Bild war vor„züglich schön. Viele andere Gemälde dieser Art „sah ich in den Schlössern des Königs; und sie „wissen von mir, welche Ursachen der König hatte, „solche Gemälde in den ersten Zeiten seiner Regie„rung ausstellen zu lassen. — Nach dem sieben„jährigen Kriege wurden viele von diesen Gemäl„den weggenommen, aber nicht alle: denn selbst „in Berlin hieng in dem gewöhnlichen Speisezim„mer

„mer des Königs, noch in seinen lezten Lebensjah-
„ren, das Gemälde einer völlig ausgestreckt liegen-
„den nackten Weibsperson in Lebensgrösse, das ich
„für eine italienische Copey hielt; und wenn in die-
„sem Eßzimmer keine Veränderungen gemacht
„sind, so hängt es noch wohl daselbst an der Ecke
„des zweiten Fensters vor der Eingangsthüre. Das
„von Herrn Nicolai erwähnte Gemälde eines Sa-
„tyrs und einer Nymphe, muß der König doch
„wohl gekauft haben, weil ich dasselbe auf dem
„Schlosse zu Potsdam in dem Zimmer hängen sah,
„das der alte Herzog von Holstein Beck bewohnte.
„Dieses Gemälde hatte zum Gegenbilde einen al-
„ten Pantalon, dem ein Mädchen das Geld aus
„den Taschen hervorsuchet, indeß sich dasselbe von
„ihm auf eine andere Art durchsuchen lässt. Ich
„erinnere mir eine sehr lustige Conversation da die
„Gräfinn Hacke mit dem alten Herzog von Holstein
„über die Allegorie dieser gerade in seinem Zimmer
„hängenden Gemälde scherzte.“

Dieser

Dieser Punkt scheint also berichtigt. Sollte indessen die Autorität eines solchen Augenzeugen den Herrn Nicolai nicht befriedigen, so nenne ich ihm eine Autorität die er gewiß höher schätzet, und die vielleicht gar bey ihm mehr gilt als alle Autoritäten in der Welt: nemlich, seine eigene! — Er selbst, Herr Nicolai, sagt: in der königlichen Bildergallerie zu Sanssouci hängen an der dritten Wand No. 39, **die überraschten Liebenden** von Giulio Romano (*). Dieses Gemälde sah ich im Jahre 1786 in dieser Gallerie; und es stehet unter allen unzüchtigen Gemälden in der Welt doch wohl im ersten Range.

Erwiesen ist also, daß das von Voltaire beschriebene Gemälde in Potsdam vorhanden war; und daß der König hie und da in seinen Schlössern unzüchtige Gemälde hatte, von denen Herr Nicolai selbst

(*) Beschreibung der königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam. III. Band. S. 1209.

selbst in seiner Beschreibung der Bildergallerie in Sanssouci das unzüchtigste angiebt.

Gemälde waren aber nicht das einzige Hülfsmittel, wodurch der König wollte zu verstehen geben, daß er noch immer Weiber liebe: denn er verlangte daß man glaube, er habe mit der schönen Tänzerinn Barbarini den vertrautesten Umgang. Auf der Redute in Berlin führte er sie, mit abgenommener Maske, an seinem Arme herum, und gieng dann mit ihr in ein verschlossenes Cabinet: wo er aber dann freylich nur Thee mit ihr trank!

Diese schöne Italienerinn ist das einzige Weib in die Friedrich der Grosse als König verliebt schien; und darum gehöret ihre Geschichte allerdings in die Geschichte eines solchen Mannes. Herr Denina gab ihr auch deswegen einen Platz in seinem Werke über Friedrich; aber über die Geschichte dieser schönen Tänzerinn ist Herr Denina nicht recht unterrichtet. Die Barbarini gieng nie von Berlin nach Venedig zurück; sie ist auch nie aus Berlin mit

einem

einem Engländer entwichen, und der König hatte also diese Veranlassung nicht sie aufheben zu lassen (*). — Sie hatte sich in Venedig bey dem preüssischen Residenten für die Oper in Berlin mit einem Gehalt von siebentausend Thaler annehmen lassen. Ein förmlicher Contrakt ward hierüber zwischen ihr ùnd dem Residenten geschlossen. Nun brach sie aber diesen Contrakt; denn eben hatte sie sich mit ihrem Geliebten, einem Schottländer Herrn Mackenzee, wieder verglichen; und dieser versprach ihr, er wolle sie heürathen. Der König führte also gegen sie durch seinen Residenten eine ordentliche Klage bey dem Senat zu Venedig. Der Senat verlachte die Klage, und verweigerte schlechterdings alle Rechtshülfe. Aber Friedrich wusste den Senat anzufassen wie man einen republikanischen Senat anfassen muß. Eben schickte ein vene-

(*) Un anglois l'enleva, et le Roi la fit enlever à son tour. *Denina, Essai sur la vie et le Regne de Fréderic* II. pag. 114.

venetianischer Gesandter, der Ritter Campello, sein Gepäcke mit vielen Wagen durch die preüssischen Staaten. Dieses Gepäcke sollte über Hamburg nach England gehen. Der König gab Befehl, daß man alle diese Wagen mit Arrest belege; und ließ sodann in Venedig erklären, daß er nichts davon wiedergeben werde, bis die Barbarini ausgeliefert sey. Campello hatte im Rath zu Venedig eine grosse Anverwandtschaft, und dieß entschied die Sache. Also sagte der Senat nunmehr, der König habe Recht; und sogleich schickte man mit einer Wache die schöne Tänzerinn bis an die österreichische Grenze. Der Wiener Hof schickte sie von da mit einer Escorte bis nach Peterswalde in Böhmen, und der Sächsische Hof schaffte sie von da bis an die brandenburgische Grenze. Ueberall folgte ihr Herr Mackenzee. Aber auf Verlangen seiner Familie musste er bald Berlin verlassen, und nach England zurückkehren. Die Barbarini vergaß ihn bald, denn sie gefiel dem Könige: und ihr Gehalt

ward auf zwölf tausend Thaler erhöhet. In der Folge heürathete sie den Sohn des Großcanzlers von Cocceii, der anjezt President der Regierung in Glogau ist, und mit dem sie noch lebet. Mackenzee warf, wie man leicht denken kann, einen unsterblichen Haß auf Friedrich; und als ein naher Anverwandter und grosser Freünd von Lord Bute, erfüllte er nach seiner Rückkunft in England nun auch diesen sonst guten Mann mit seinem unsterblichen Hasse. Man weiß aus Friedrichs Geschichte des siebenjährigen Krieges, wie Lord Bute den eben wieder auflebenden Held gegen das Ende dieses Krieges behandelt hat. Also hatte die Geschichte einer dem Favoriten des Lord Bute verweigerten Tänzerinn, eben den Einfluß auf das Ende des siebenjährigen Krieges, wie auf das Ende des spanischen Successionskrieges, ein paar von der Herzoginn von Marlborough der Favoritinn der Königinn Anna verweigerte Handschuh.

Vor

Vor und nach dieser für die Tänzerinn Barbarini ausgehängten Liebe, äusserte Friedrich aus gleichen Grundsätzen und Absichten, und im Grunde eben so unschuldig, die ganz entgegengesezte Verliebtheit des Sokrates für den Alcibiades (*). Aber auch dieß war Verstellung: eine

F 2 blosse

(*) Man verzeihe mir diesen hier so oft wiederhohlten Seitenblick auf den seligen Socrates. Ich weiß wie oft und mannigfaltig man erwiesen hat, daß man dem Socrates mit Unrecht des sonst in Griechenland so allgemein gewesenen Geschmackes in der Liebe beschuldige. Mit der griechischen Aufklärung gieng dieser Geschmack zuerst nach Rom, dann wieder von Constantinopel nach Italien, dann nach Frankreich und England, dann nach Deütschland. Seit einigen Jahren fand er zumal in der Stadt Bern in der Schweitz eben so viele Liebhaber, wie man sagt, als vormals in den französischen Jesuiterklöstern und an einigen vorzüglich aufgeklärten deütschen Höfen. Doch dieß alles sage ich nur um mich verständlich zu machen. Und den unschuldigen Namen des Socrates mißbrauche

blosse Decke über die Folgen einer ihm unangeneh-
men chirurgischen Operation, und seiner einge-
bildeten Eünuchheit. Er affektirte diese Neigung
für das männliche Geschlecht, nicht nur bis zum
siebenjährigen Kriege, sondern wie ich aus ganz zu-
verlässigen Quellen weiß, auch noch nach diesem
Kriege. Zuverlässig aber hat Friedrich diese Nei-
gung nie gehabt, und ist auch nie in diese Aus-
schweifung verfallen.

Aber alles that Er, damit es die ganze Welt
glaube. Noch oft nach dem siebenjährigen Kriege,
sprach Er mit den Gefehrten seiner Abendstunden
von den vielen grossen Männern des Alterthums,
die diese Neigung hatten; und hörte nie auf, die-
selbe en bagatelle zu behandeln. Mit wahrer Ach-
tung für den griechischen Geschmack in der Liebe,
spricht Er, ganz öffentlich, im vierten Gesange
seines

brauche ich bloß deswegen, weil es mir dadurch
leichter wird, für die Darstellung einer so un-
reinen Sache anständige Worte zu finden.

seines Palladion. Vorne an stellet er den Socrates mit seinem Alcibiades; dann den Eurialus und den Nisus; dann sagt er: nur Lästerzungen hielten den Cäsar für den Mann aller römischen Weiber, Er war das Weib ihrer Männer; dann sagt er, bey dem Sueton stehen in dieser Reihe alle Cäsarn; und am Ende heisset er vollends den heiligen Apostel Johannes — einen Ganymedes (*)!

Also auch mit Gotteslästerungen suchte Friedrich die Cur des Doctors von Malchow zu decken. Er wusste gar wohl daß man glaubte was er vorgab. Er wusste daß seine Pagen und Bedienten, daß seine Höflinge in Potsdam und Berlin, daß alle Höflinge in ganz Europa, daß seine Gesellschafter seine Lieblinge und die Vertrauten seiner lezten Lebensjahre, Ihn im Verdachte hatten: Er habe viele von seinen Pagen, manchen Antinous, manchen schönen Jüngling überhaupt geliebt, wie nicht

(*) Oeuvres posthumes de *Fréderic le grand*, Roi de Prusse. Basler Edition. Tom. IV. pag. 92.

eigentlich Socrates den schönen Alcibiades — sondern wie die Jesuiten, nach seiner eigenen Erzählung (*), so oft ihre schönen Schüler liebten. Friedrich suchte im geringsten nicht diesen Verdacht von sich abzulehnen. Es findet sich vielmehr, wenn man verschiedene Umstände zusammenhält, daß er die Ausbreitung dieses Verdachts mit seiner ganzen Königskraft begünstigte.

Er that dieß nicht nur dadurch, daß er Jünglinge, die wegen ihrer schönen Gestalt und seines täglichen Umganges mit ihnen diesen Verdacht erregten, mit besondern Gnadenbezeugungen beehrte, und eine Art von Vertraulichkeit sichtbarlich mit ihnen affektirte: sondern die allerstärkste Vermuthung giebt wohl eine von Ihm dem Buchhändler Bourdeaux in Berlin ertheilte Erlaubniß, die von la Beaumelle verfälschte Edition der Pucelle d'Orleans gleichsam unter den Fenstern seines Schlosses zu drucken.

Aber

(*) Ebendaselbst. Tom. IV. pag. 90. 91. 92.

Aber Herr Friedrich Nicolai versichert: „es „sey nie eine Satyre wider den König in Berlin „oder in Potsdam gedruckt worden (*)?“ — Und doch findet sich in dieser Edition der Pucelle d'Orleans, die la Beaumelle in Berlin herausgab, und Bourdeaux mit Genehmigung des Königs in Berlin drucken ließ, die unverschämt satyrische Stelle, wo man den König nicht nur klar und offenbar, nicht nur so verlaümderisch und so grob als möglich, sondern vollends mit der allerhöchsten cynischen Deütlichkeit, des griechischen Geschmackes in der Liebe beschuldigt (**). Hätte Friedrich nicht selbst

 gewollt,

(*) Nicolais Anekdoten von König Friedrich II. Drittes Heft. S. 318.

(**) Zum Beweise setze ich diese Stelle, mit Weglassung einer greßlichen Zeile, hieher. Der Beichtvater Carls des Siebenten von Frankreich erzählet ein prophetisches Gesicht, das ihm die Zukunft offenbahrte; erzählet in wie sonderbaren Stellungen und Lagen er die Könige der Zukunft sah; sagt etwas von König Georg dem Zweiten in

gewollt, daß ganz Europa an die Wahrheit dieser Beschuldigung glaube, so hätte er auch nie erlaubt, daß man gegen Ihn solche unverschämte Satyren in Berlin drucke.

Tausend andere Beweise dieser Art übergehet man hier. Aber was endlich die in diesem Capitel gewagte Meinung auch sehr zu unterstützen scheint, ist die ganz ausserordentliche Behutsamkeit des Königs, niemals, auch bey keinem Vorfalle in seinen Krankheiten, den geheimsten und zu solchen socratischen oder vielmehr jesuitischen Unternehmungen ganz ungeschickten Theil seines Körpers sehen zu lassen. Alle diejenigen, die um ihn und bey ihm gewesen

in England; und kommt endlich auf den König in Preussen mit folgenden Worten:
Mais quand, au bout de l'auguste enfilage,
Il apperçut entre Iris et son page
— — — — — — — — — — — —
Cet auteur roi, si dur et si bizare,
Que dans le Nord on admire, on compare
à Salomon, ainsi que les Germains
Leur Empereur au César des Romains.

gewesen sind, werden dieß bezeugen; und mir hat es in Sanssouci, noch kurz vor Friedrichs Tode, sein damaliger erster Kammerdiener, der nunmehrige Herr Geheime Kriegsrath Schöning versichert. Selbst bey seinem Sterben gab Er hiervon noch ein Merkmal: denn er soll aufs schärfste verboten haben, daß man ihn nach seinem Tode nicht auskleide, sondern ihn bloß in seinem militärischen Mantel, bis an den Hals zugedeckt, hinlege. Man hat mir versichert, dieß sey vorerst geschehen; und der jetzige Kronprinz von Preüssen habe diesen Mantel zurückgeschlagen, um seinem grossen Oheim noch einmal die Hand zu küssen. Im Ganzen muß aber doch der Befehl des sterbenden Königs nicht befolgt worden seyn, denn ein reines Hemd ward seinem Leichnam angezogen, und nachher seine Gardeuniform. Also ward doch der Körper des Königs entblösset. Man weiß auch, daß der Herr Generalchirurgus Engel, aus dem Bauche des königlichen Leichnams das Wasser zog.

Entschieden ist also, wie mir deúcht durch alle hier angeführten Thatsachen und Gründe: daß Friedrich der Grosse die Beschuldigung der laster-haften Schwachheit so vieler Griechen und Römer gerne bis in seinen Tod leiden wollte, weil ihm dieß die Hofnung gab, er werde dadurch eine ganz kleine, aber ihn doch zum Beyschlafe unfähig machende, und vielleicht an seinem wassersüchtigen Leichnam unsichtbare Verstümmelung verbergen.



6. Cap.

Ueber sein haüsliches und litterarisches Leben, über seinen litterarischen Umgang, und über seine Gesellschafter bis zu seinem Tode.

Sanft und stille war das haüsliche leben des Weltweisen zu Sanssouci. Da wo er nicht König seyn musste, war er so gerne Mensch. Vielleicht hat nie kein König die Vortheile des Privatlebens besser zu schäßen gewusst wie er; und doch trug nie kein König seine Krone mit grösserer Würde, grösserm Muthe, und grössern Ruhm.

Kein König auf Erden hat auch nie seine Einsamkeit mehr veredelt und benutzet wie Friedrich. Die zahlreichen Werke seines Geistes, sind unsterbliche Zeügen, wie haushälterisch er mit seiner Zeit umgieng, wie er jeden Augenblick von Musse ergriff,

griff, und mit welcher Ehre er Rechenschaft geben konnte von jeder Minute seines Lebens! — Von allem was sonst die meisten Könige umgiebt, sah man in Sanssouci nichts. Minister, Hofleute und die Grossen des Reiches, kamen nicht nach Sanssouci oder Potsdam, wenn sie nicht dahin gerufen waren. Anstatt des ehmaligen Gewühles von Versailles, sah man in dem Wohnsitze Friedrichs und um denselben herum, entweder gar niemand, oder etwa einige Bediente. Ueberall umher herrschte Stille, Frieden und Ruhe.

Friedrich, der Ruhe und Einsamkeit über alles liebte, konnte zumal in seinen spätern Lebenszeiten nicht mehr leiden, daß ein Fremder, den Er nicht verlangte, sich seiner stillen Wohnung nähere, und Ihn jezt auch nur von ferne sehe. Unten an die Terrasse von klein Sanssouci, durfte man deswegen in seinen leztern Lebensjahren nicht mehr kommen. In bessern Zeiten gieng Friedrich da oft alleine, und mochte auch schon damals nicht, daß

man

man Ihn sehe. Er ließ vor die Brücke, wo man in den Garten zu dem Bassin und an die Terrasse von klein Sanssouci kommt, auf einer sechs Fuß hohen Saüle von rothem egyptischem Porphyr das Brustſtück des Herzogs von Alba setzen, ein ganz abscheüliches Gesicht: »damit, wie er einst im »Scherze dem Herrn Marquis von Lucchesini sagte, »Fremde die Lust haben in meinen Bezirk zu kom»men, vor dem Gesichte des Herzogs von Alba er»schrecken, und gleich umkehren.«

So gut und ganz aber auch Friedrich die Kunst verstand, alleine zu leben, so sehr fühlte er doch auch das Bedürfniß des Umganges mit geistvollen und interessanten Menschen. In unzähli- chen Denkmälern hat er selbst seinen Umgang mit Jordan, Algarotti, Maupertüis, Voltaire, d'Argens und d'Alembert verewigt. Von der Grösse und zuweilen auch von der Kleinheit dieser Männer, von ihren Thaten und von ihrem Wandel, weiß man so sehr vieles, daß ich mir vorgenommen habe

habe beynahe nichts davon in diesen Fragmenten aufzuheben, und nur etwa beylaüfig so viel von ihnen zu erwähnen, als nöthig ist, um das Betragen des Königs gegen einige von ihnen in das gehörige Licht zu setzen.

Friedrichs wahre Freündschaft für einige Männer von grossem Werth, wie der Lord Marschal, und für eine grosse Menge seiner Generale und Stabsofficiere, ist allgemein bekannt. Von den Deütschen die um den König lebten, waren die meisten Officiere, Pöllnitz und Gotter ausgenommen: denn von seinen Ministern und Hofleüten wählte übrigens Friedrich sich nur eine kleine Anzahl zu Gesellschaftern. Unter den Generalen und Stabsofficieren, die er zu Hause und im Felde sich öfters zu seinem Umgange wählte, waren aber immer auch Fremde, wie zum Exempel der Feldmarschall von Keith, ein Schottländer. Unter diesen Fremden waren auch einige Schweitzer: der General von Lentulus, nachheriger Landvogt zu

König

König bey Bern; der General von Warnery, der im siebenjährigen Kriege den ersten Pistolenschuß that als er selbst vierter die sächsische Festung Stolpen überrumpelte; und der liebenswürdige General von Rosieres.

Eine Menge grosser Namen theils längst verstorbener und theils noch lebender preüssischer Generale und Stabsofficiere, die der König nicht nur wegen ihrer grossen Thaten im Kriege aüsserst gerne bey sich hatte, sondern vorzüglich auch wegen der Anmuth ihres Umganges und wegen ihrer geistvollen Gespräche, übergehe ich hier ebenfalls nur darum, weil diese Namen überall berühmt sind. Ueberall kennet man diese heroischen Männer, und bringet ihnen so gerne das Opfer, das ihnen wegen ihrer litterarischen und philosophischen Verdienste gebührt, und wegen ihrer mit Lorbeeren umwundenen Stirnen.

Von einigen gelehrten Gesellschaftern des Königs kann ich einiges sagen, das hie und da, mit

dem-

demjenigen was man von ihnen in Büchern liest, nicht übereinkommt; oder auch zum Theile in Büchern nicht steht.

Man erzählet in einer auf Historietten sehr erpichten, und in Hauptsachen wie in kleinen Dingen höchst unzuverlässigen, übrigens sehr grossen berlinischen Anekdotensammlung: der Cardinal von Zinzendorf habe den als Gesellschafter des Königs sehr bekannt gewordenen Abt Bastiani als Abbe' zuerst an seinen Hof gezogen; Bastiani habe den Cardinal nach Berlin begleitet, sey dadurch dem Könige bekannt geworden, dieser habe ihn nach Rom geschicket; und die Art wie er diesen Auftrag ausrichtete, habe ihm die Gnade des Königs erworben (*).

Hiervon ist kein Wort wahr. Bastiani kam in den lezten Lebensjahren Friedrich Wilhelms des

Ersten

(*) Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrich des Zweiten (Berlin 1786 — 1789.) VII. 28.

Ersten aus Italien in die preüssischen Länder. Er lebte in Italien als ein junger Geistlicher, und war schon zum Priester geweiht. Aber so wie auf der Küste von Africa ein Anverwandter den andern an die europeischen Sklavenhändler verkauft, eben so verkaufte den jungen Bastiani einer seiner Anverwandten an preüssische Werber. Dieß war in jenen Zeiten, an gar manchem Orte, eine sehr gewöhnliche Comerzspekulation. Bastiani kam in ein Cavallerieregiment. Zu seinem Glücke erkannte sein Chef sehr bald seine wirkliche Gelehrsamkeit, und seine Talente; er machte ihn also zu seinem Schreiber. Bald sezte sich auch Bastiani bey jedem, mit dem er umgieng, in Gunst. In kurzer Zeit befreyte man ihn vom Soldatenstande; und er erhielt an einem Orte, der mir nicht genannt ist, eine kleine catholische Präbende. Dem Könige ward Bastiani zuerst durch den Abbé de Prades bekannt, und so ward er auch gleich nach Potsdam gerufen. Er war gründlich gelehrt,

 sprach

sprach mit grosser Vernunft, zeichnete sich bald unter den Gesellschaftern des Philosophen von Sanssouci vorzüglich aus, und erwarb sich auch gar bald, durch sein gutes und bescheidenes Wesen, die ganz vorzügliche Gewogenheit des Königs. Bastiani verdiente dieses Glück, so wie in spätern Zeiten sein Landsmann Lucchesini, besonders auch dadurch: er sagte dem Könige nie von keinem Menschen etwas nachtheiliges; nie erzählte er auch nur eine ganz gleichgültig scheinende Sache bey dem Könige, die einem dritten hätte schaden können; und bey allem was man ihm im Vertrauen sagte, konnte man sich auf seine Verschwiegenheit verlassen.

Hart begegnete ihm also der König gar nicht, wie Herr Büsching sagt (*); denn der König behandelte ihn, vollends in den lezten Zeiten, mit wahrer Freündschaft.

Bey=

(*) Büschings Charakter Friederichs des Zweiten. S. 77.

Beynahe jeden Winter, ward Bastiani, in Friedrichs leztern Lebensjahren, nach Potsdam gerufen. Noch im Jahre 1784 war er, fast die ganzen Monate Februar und März hindurch, mit dem Herrn Minister von der Horst, mit dem Herrn General Grafen von Chazot, und mit dem Herrn Marquis von Lucchesini, seine beständige Gesellschaft. Der König hatte damals das Podagra; und dennoch war er in den täglichen und haúfigen Unterredungen mit diesen vier Herren, mitten unter seinen Schmerzen, eben so geistreich und liebenswürdig als in seinen besten Tagen. Bastiani war damals ziemlich taub, und hörte nicht anders, als durch ein Horn das er an sein Ohr hielt; daher dann auch der König, aus Achtung für Bastiani, so sanft und milde auch sonst seine natürliche Ausrede war, sich immer recht laut zu reden befliß.

An den Tagen die Fasttage für Catholiken sind, bestellte der König immer vier bis fünf kleine Schüsseln mit Fastenspeisen für den Abt Bastiani



auf seine Tafel. Dieß war zwar nicht nöthig zum Seelenheile des Abts, denn der König und Bastiani waren von gleicher Religion. Aber Friedrich that das, aus einer Art von scherzhafter Höflichkeit, wobey er dann oft hinzusezte: »in einem »wohl eingerichteten Staate muß jeder seine Schul»digkeit thun; Fasten und Beten ist die Schuldig»keit eines Abts.«

So gar aüsserst freündlich behandelte der König den guten Bastiani, daß er vollends einmal bey Tafel, in Gegenwart des Herrn Ministers von der Horst und des Herrn von Lucchesini, ihm mit seiner eigenen Hand eine Purganz einrührte. Bastiani hatte am vorigen Tage, vermuthlich aus Nationalliebe, zu viel von der berühmten Polenta gegessen, und diese verdarb ihm jämmerlich den Magen. Nun aß er aber nichts. Dieß bemerkte der König, der gleich nach der Ursache fragte. Lucchesini, ein aüsserst mässiger Mann, erzählte lächelnd die Geschichte des verdorbenen Magens.

Der

Der König erwiederte: „mit einer Indigestion „muß man nicht scherzen und nicht saümen, beson„ders wenn man alt ist! — Ich will etwas „geben, das gleich helfen soll.“ Sogleich befahl Friedrich dem Kammerhusar, daß er Rhabarber hohle. Mit eigener Hand rührte Er dann die Rhabarber in einem Glase ein, und gab sie an Bastiani; der wohl der einzige Mensch in Eúropa ist, dem eines Königs höchsteigene Hand eine Purganz einrührte.

Völlig hat Herr Büsching die Worte mißverstanden, mit denen sich der König zuweilen bey Tafel an Bastiani wandte. So oft er über die römische Kirche und ihre Gebraüche an seiner Tafel scherzte, wandte er sich ironisch an Bastiani, als wäre Er da der geschworne Vorfechter der heiligen Kirche! — Erwiederte nun Bastiani, Er sey dieser Vorfechter nicht, und denke über die römische Kirche wie Seine Majestät, so antwortete der König, wieder im Scherze: „das thut nichts,

„Vous etes mon plastron, c'est sur vous que je „decoche tout mon venin contre l'Eglise romai„ne, c'est à Vous de la defendre!“ — Eben so hätte dann auch Herr Büsching die Worte verstehen sollen, wenn der König in vollem Scherze und lachend hinzusezte: „Nicht Bastiani (wie „Herr Büsching glaubt) sondern die Römische „Kirche, sey die Hure, die auf den sieben Bergen „sitzet!“

Sehr gütig nahm auch Friedrich jeden Scherz von Bastiani auf, und diese grenzten doch oft ziemlich an Sarcasmen. Einst sagte der König in Gegenwart des Herrn Ministers von der Horst, von dem ich diese in der grossen berlinischen Anekdotensammlung (*) unwahr erzählte und unrichtig auf Rechnung des Bischofs von Ermeland gesezte Anekdote weiß, zu Bastiani: wenn Sie im Himmel sind, und Ich auch da ankomme und Petrus mich

(*) Anekdoten und Charakterzüge. VII. 114. 115.

mich als einen Ketzer zurückweiset, wollten Sie, mein lieber Abt, mir dann nicht aus Freündschaft unter ihrem Mantel herein helfen? — „Herzlich „gerne, erwiederte Bastiani dem König, wenn „man nur nicht dort oben so scharf auf die Contre„bande sieht wie hier zu Lande.“

Unmöglich konnte Bastiani ausschlagen nach Sanssouci zu kommen, wie Herr Büsching unrichtig erzählet. Der Geist des vollkommensten Hofmanns ruhte auf ihm siebenfach. Der Herr Minister von der Horst, der den Abt Bastiani sehr genau kannte und von dem ich alles weiß was ich von Bastiani sage, hat mir versichert: wäre Bastiani auch halbtodt gewesen, so hätte er sich, auf den ersten Wink von dem Könige, doch nach Sanssouci hintragen lassen. Uebrigens war der König gewiß entschlossen, dem Abt Bastiani zu grossen geistlichen Würden zu verhelfen. Einmal sagte er im Scherze: „ich hoffe mit dem Pabst „noch eine solche Freündschaft zu errichten, daß er

„Bastiani zum Cardinal machen muß.“ — Aber auch ohne den Cardinalshut hatte ihn der König, wie Herr Büsching nicht zu glauben scheint, reichlich versorgt: denn er besaß ziemlich einträgliche Präbenden, war zulezt Domprobst in Glogau und in Neisse, und hatte noch andere beträchtliche Beneficien, die nun einem jungen Herrn von Eudemhofen aus Mainz ertheilet sind. Bischof von Breslau wäre er auch gewiß bey Verledigung dieser Stelle geworden; und also kann man wohl glauben, daß Bastiani aus Betrübniß starb, als er hörte, sein guter König sey todt.

Nicht alle gelehrten Gesellschafter des Königs waren so glücklich wie Bastiani, und zuweilen wählte man sie auch sehr unglücklich. Der Graf von Gotter ward auf seiner Reise nach Montpellier, in dem Postschiffe auf der Rhone, mit einem Chevalier de Masson bekannt. Er war Capitain im Regiment Richelieu. Nach seiner Rückkunft erzählte Gotter dem König beym Essen: „er habe

„auf

»auf seiner Reise einen guten Fund für den König »gemacht, einen Chevalier de Masson der ein schö»ner Geist sey, und ein Gelehrter: denn er habe »auf dem Postschiffe im Horaz gelesen, und in »seinen Unterredungen viele griechische Wörter hö»ren lassen!« — Dieser schöne Geist ward also aus Frankreich nach Potsdam verschrieben, ward Kammerherr, erhielt Besoldung, und kam bald zu den kleinen Abendmahlzeiten des Königs. Vier oder fünfmal aß er da; aber auch mehr nicht: denn schon bey den ersten Unterredungen fand der König, dieser schöne Geist habe keinen Verstand.

Ein dummes Wort verschaffte ihm für immer den Abschied von des Königs Tafel und aus des Königs Gesellschaft. Man sprach von grossen Taktikern. Der König sagte: Er gebe vor allen dem Hannibal den Vorzug (*); und ich, fiel der

(*) Je puis dire que par tout ce que l'histoire nous a transmis d'Hannibal sur ce sujet, je l'estime preferablement.

Chevalier de Masson ein, schätze ihn gar nicht, denn er war kein ehrlicher Mann! — Der König versezte mit Verwunderung: „woher haben „Sie hiervon Nachricht, Herr Chevalier?“ — Masson erwiederte: Hannibal war kein Christ, und ich glaube von jedem Menschen der kein guter Christ ist, er sey auch kein ehrlicher Mann! — Ein lautes Gelächter entstand auf dieses Wort an Friedrichs Tafel; und Pöllniz flüsterte dem Graf Gotter ins Ohr: das ist, Herr Graf, einer von den schönen Geistern und grossen Gelehrten, die ein Reisender zuweilen auf Postschiffen antrifft!

Ein dummdreister Einfall war dem Herrn Kammerherr de Masson auch schon einige Tage früher an der Tafel des Königs entgangen. Sein Freünd, Herr Formey erzählet diesen Einfall (*).

Aber

(*) Die Prinzessinn Amalia, Schwester des Königs, ward eben Aebtissinn von Quedlingburg. Sie kam nach Potsdam, aß bey dem Könige, und Masson war von der Gesellschaft. Gegen

das

Aber nun ward er nie wieder zum Könige geruffen. Er lebte jedoch noch funfzehn Jahre in Potsdam, behielt dabey beständig seinen Gehalt, verschloß sich in ein gemiethetes Zimmer, und kam gar nicht zum Vorschein. Sein Bedienter sogar durfte nicht zu ihm kommen, sondern reichte ihm sein Essen und andere Bedürfnisse durch eine Klappe. Masson soll noch in Frankreich leben; und denket also auch noch wohl dort an den Hannibal.

Mit

das Ende der Mahlzeit hebt sich Masson von seinem Stuhle auf, wendet sich gegen die Prinzessinn, und sagt: Madame, je prens la liberté de feliciter Votre Altesse Royale de la dignetè qui vient de lui etre conferée. Vous avez fait trois voeux, celui de pauvreté, et vous aurez des trésors; celui d'obeissance, et vous commanderez; celui de chasteté, et vous le garderez, si vous pouvez! — — Alle Tischgenossen waren versteinert. Der König schlug die Augen nieder. Man erwartete was geschehen würde. Der König hub seine Augen wieder auf, sagte nichts, und nichts geschah — an diesem Tage. Souvenirs d'un Citoyen. Tom. II. pag. 51. 52.

Mit mehr Ehre behauptete der Oberste Carl Gottlieb Guichard, oder Quintus Icilius wie ihn der König nannte, unter den Gelehrten der Abendstunden des Königs seinen Platz, aber auch nicht immer mit Glück. Er war seit 1763 beständig bey allen litterarischen Unterredungen des Königs, und ward lange Zeit hindurch allemal mit dem Marquis d'Argens des Abends gerufen. Sehr häufig war er auch bey der Tafel des Königs.

Er hatte die Theologie studirt, und oft geprediget. Im siebenjährigen Kriege commandirte er ein Freycorps, und nach demselben brauchte ihn der König in Finanzsachen, ob er gleich die Taktik weit besser verstand als die Finanzkunst. Aber er war so klug, daß er niemals unmittelbar in Finanzsachen arbeiten wollte, und immer einen andern Virtuosen vorschob, unter dessen Namen und durch welchen er handelte. Zu Einrichtung einer Bank verschrieb er sich aus Hamburg zuerst den nachherigen geheimen Comerzienrath Wurmb, und nach-

her den Etatsrath Cossel. Er hauptsächlich brachte den Geheimenrath Calzabigi in die Höhe; und er war über dessen Plane gleichsam Vermittler zwischen dem König und ihm. Calzabigi hatte die Zahlenlotterie eingerichtet, und hatte immer neue Projekte in der Tasche. In die Generaltobackspacht wusste er sich zuerst einzudringen. Sie war einem Franzosen Namens Rübaut gegeben; aber nicht für hundert tausend Thaler wie der Herr Graf von Mirabeau sagt, sondern für eilfmal hundert tausend Thaler. Eine Menge anderer Generalpachtungen projektirte Calzabigi, besonders von den Accisen, wozu ein Graf Bolza kommen musste. Der König nennt diesen Bolza, eben so wie Schimmelmann, Associrte von Kaiser Franz dem Ersten (*): er hatte vom Dresdner Hofe den Titel als Geheimerrath, und unter der damaligen Regierung oft den größten Einfluß in die Finanzgeschäfte. Im Oesterreichischen und besonders in Mähren besaß er Güter,

(*) Oeuvres posthumes. Tom. III. pag. 26.

Güter, die ihm siebenhundert tausend Gulden einbrachten, und in Handlungs und Finanzsachen besaß er grosse Kenntnisse. Der Großvater dieses Grafen Bolza hatte sich wegen des jüdischen Glaubens aus Portugall geflüchtet, und seine Familie gehörte dort eben wie die Familie Pinto zum ältesten Adel.

Bolza unterhandelte sehr vieles mit dem Obersten Quintus. Aber von dem Könige wurden jedoch diese Projekte nicht angenommen; und hätte er sie angenommen, so kann man erweisen, daß Kaiser Franz der Erste, mit einigen andern, Accisepächter des Königs in Preüssen geworden wäre. Der Kaiser war einer von den Haupttheilhabern bey diesen Vorschlägen; und man weiß, in wie vielfache Unternehmungen dieser Art Franz der Erste in Deütschland und in Italien sich einließ, wo er fast allenthalben grosse Banquiershaüser errichtete, die Ihm alle ihre Namen liehen. Bey allen diesen Dingen war Quintus im Anfange

werk-

werkthätig; und, wie man mir versichert, aüsserte er auch in allen diesen Dingen, nicht sehr selten, etwas von dem Geiste des Anführers einer Frey-partey.

Sehr derbe Sarcasmen entgiengen daher dem Könige oft und haüfig gegen Quintus: denn er wusste alle seine geheimen Finanzkünste. Aber selten blieb auch Quintus dem König eine Antwort schuldig, und sehr oft waren seine Erwiederungen gar nicht gelinde.

Quintus wollte eine junge und schöne Fraülein von Schlaberndorf heürathen. Aber er war alt, und taugte nicht mehr zu solchen kecken Unternehmungen. Indessen bat er den König um Erlaubniß zu dieser Heürath. Friedrich suchte ihn davon abzubringen. Als aber alle Gründe nichts halfen, ward er ungeduldig, und sagte zu Quintus: er sey von allzuschlechter Herkunft, um sich mit einer Fraülein von Schlaberndorf zu verheürathen: denn sein Vater und Großvater wären doch nichts ge-

wesen

wesen als Töpfer! — „Euer Majestät, erwie„derte Quintus, sind so gut ein Töpfer als mein „Vater und Großvater; nur hatten diese eine Fa„brike von Fayence, und Sie haben eine von Por„cellan."

Einst gab Quintus dem Könige bey Tafel auf ein sehr hartes Wort eine sehr sarcastische Antwort, die ich im fünf und zwanzigsten Capitel erzählen werde. Der König schien empfindlich, schien zu glauben, der Spaaß gehe zu weit: so freymüthig er auch sonst manche an seiner Tafel ihm gegebene kecke Antwort hingenommen hat. Quintus stand von der Tafel auf, und gieng weg. Der König erwartete ihn bey der Abendgesellschaft. Quintus kam nicht, stellte sich krank, und wollte gar nicht wiederkommen. Der König fühlte daß er ihm zu hart begegnet sey, ließ ihn durch den Marquis d'Argens besänftigen, und machte ihm auch einige Geschenke. Nun klagte aber Quintus doch über seine Gesundheit; und in Potsdam war dieß gewöhnlich

der

der Vorläufer zum Ansuchen für den Abschied. Er wollte nach Carlsbad gehen. Der König schenkte ihm tausend Thaler zu dieser Reise. Und so ward Friede zwischen dem Könige und Quintus, der nun die Fräulein von Schlaberndorf heürathete, wieder zu dem Könige kam, und der Gefehrte seiner Abendstunden blieb bis an seinen Tod.

Einige Vorleser des Königs, zumal Herr von Cat und Herr von Pauw, waren auch seine Gesellschafter. D'Arget war der erste, sodann folgte La Mettrie, dann der Abbé de Prades, dann Herr von Cat, dann Herr von Pauw, dann der Abt dù Val Pyreau. Endlich kam auf sehr kurze Zeit, ein Herr le Begue de Villiers; und noch kurz vor seinem Tode hielt sich der König zum Vorlesen einen guten Jüngling aus der französischen Colonie in Berlin. Herr Villeaume, dem der König die Handschrift seiner Oeuvres posthumes hinterließ, und den Er mehr dadurch geehret hat, als sehr viele vornehme Herren, denen er den Orden des

schwarzen Adlers umhieng und die grösten Titel gab, war nicht Vorleser des Königs sondern sein Copist; und hätte er etwa noch eine Copey von den Werken des Königs, so wäre Er wahrlich auch ein Mann von grosser Bedeütung für Variantensammler.

Herr von Cat, ein Schweizer aus der Stadt Morsee am Genfersee, sah den König zuerst in Holland auf einer Treckscheüte. Er gefiel dem Monarchen, den er nicht kannte, und den ihm dieser Ort, eine schwarze Perucke, und ein zimmtfarbnes Kleid, unkennbar machen mussten (*).

Drey

(*) Herr von Cat erzählet dieß, und sehr viele höchst merkwürdige Dinge, in seinen Briefen an Herrn de Lavaux, Verfasser einer in Straßburg gedruckten Lebensbeschreibung des Königs, mit folgenden Worten: En 1754, me trouvant dans une campagne entre Amsterdam et Utrecht, je fis arréter la barque qui passoit tout près, pour me rendre dans cette dernière ville. Ne pouvant entrer dans ce qu'on appelle

Drey Monate nachher schrieb der König in Preussen an Herrn von Cat, und verlangte, daß er in die Dienste des Mannes mit der schwarzen Perucke trete. Herr von Cat war eben krank gewesen, und konnte den Vorschlag nicht annehmen. Nach der Schlacht bey Leuthen, im Jahre 1757, schrieb

pelle le *Rouf*, parce qu'il etoit loué, je restai dans la barque même, avec les autres passagers; et comme il faisoit beau, je me tins à l'air. Au bout de quelque tems, je vis sortir du Rouf un homme en habit cannelle, boutonniéres d'or, perruque noire, le visage et l'habit passablement barbouillés de tabac d'Espagne. L'inconnu m'ayant fixé pendant quelque tems, me dit sans autre préambule: Monsieur, qui étes-vous? Piqué de ce ton cavalier de la part d'un inconnu dont l'extérieur n'annonçoit rien de bien important, je refusai de satisfaire sa curiosité. Il se tut. Quelque tems après il prit un ton plus poli et me dit: Monsieur, entrés dans l'endroit ou je suis, vous y serés mieux que dans la barque même avec ces fumeurs. — *Vie de Frédéric II. Roi de Prusse* (Strasbourg 1789) Tom. VI. pag. 371. 372.

der König wieder an ihn. Herr von Cat kam im Jahre 1758 nach Breslau. Der König sagte ihm, ich nehme sie zu meiner Gesellschaft (*); er war also nicht eigentlich des Königs Vorleser, sondern der König war vielmehr, wie mir dieß Herr von Cat im Jahre 1771 in Potsdam selbst gesagt hat, sein Vorleser. Friedrich las gern laut, und las vortreflich. Ein und zwanzig Jahre hindurch war Herr von Cat um den König. Er folgte ihm durch mannigfaltige Gefahren des siebenjährigen Krieges, und hatte also Gelegenheit den grösten Mann unsers Jahrhunderts mitten in seinen grösten Prüfungen, im höchsten Glücke und im höchsten Unglücke, en dèshabillé zu sehen. Die Art wie der König dem Herrn von Cat sein Unglück bey Hochkirchen erzählte, ist erhaben. Er vertraute an Herrn von Cat eine grosse Anzahl seiner litterarischen Handschriften; und oft gab Er ihm den gefährlichen Auftrag das Fehlerhafte in

diesen

(*) Je vous prends pour ma compagnie.

diesen Handschriften anzumerken. In einem seitdem gedruckten Briefe gestehet der König an Cat seine Neigung zum Selbstmord. Alle gedruckten Briefe des Königs an diesen guten Schweitzer sind voll Liebe. Keine Lage in der Welt, fodert mehr Herrschaft über sich selbst, mehr Verschwiegenheit, mehr Leidenschaftlosigkeit, als der tägliche Umgang mit einem König; nichts gefällt in einer solchen Lage, jedem Könige länger, als reine Vernunft, wahre Tugend, die höchste Behutsamkeit, und die höchste Treü. So gefiel Herr von Cat: und doch kam Er, nach ein und zwanzig mit Friedrich dem Grossen verlebten Jahren, aus unbekannten Ursachen, in Ungnade. Friedrich ließ ihm seinen Gehalt; und Herr von Cat lebt noch anjetzt, geehret und glücklich, im Winter in Potsdam, im Sommer auf seinem Landgute. Vor kurzer Zeit beschenkte ihn König Friedrich Wilhelm der Zweite mit der Anwartschaft auf ein sehr beträchtliches Canonicat, und erlaubte ihm das Ehrenzeichen dieses Stiftes zu tragen.

 Als

Als Herr von Cat den König verlassen musste, ward der berühmte Herr von Pauw, Canonicus zu Xanten, Vorleser des Königs. Schon lange kannte Friedrich diesen gründlich gelehrten, scharfsinnigen und geistvollen Mann aus seinen Schriften. Aber was sonderbar ist, im Jahre 1771 hatte der König sogar eine kleine Streitschrift gegen Pauw geschrieben. Sie ward in Berlin im Jahre 1771 bey Samuel Pitra gedruckt, und heisst: de l'Amérique et des Américains, ou observations curieuses du philosophe LA DOUCEUR, qui a parcouru cet Hémisphere pendant la derniere guerre, en faisant le noble métier de tuer des hommes sans les manger.

Diese Schrift des Königs war eine gutmüthige und lustige Vertheidigung des nicht geistreichen Bibliothekars Pernety in Berlin, gegen Pauw. Pernety war ursprünglich ein Benediktinermönch, und kam auf die Flotte des Herrn von Bougainville, als dieser die Inseln entdeckte, welche die Franzosen Maloui-

Malouines, und die Engländer Falklands Inseln nennen. Er gab eine Beschreibung dieser Inseln heraus. In dieser Beschreibung erzählet Pernety eine Menge Dinge von America und dessen Entdeckung mit der Leichtglaübigkeit eines Mönchs. Pauw schrieb sein schönes Werk Considerations sur les Americains, und behandelte darinn den guten Benediktiner etwas scharf. Pernety wollte sich vertheidigen, und schrieb ein dickes Buch gegen Pauw; aber Pauw antwortete ihm unüberwindlich. Indessen ward Pernety, wie ich im dreyzehnten Capitel dieser Fragmente erzählen werde, auf eine gar sonderbare Art königlicher Bibliothekar in Berlin; und durch Vermittelung des Königs, machte ihn der Pabst zum Abt von Bürgel im Lande der Unglaubigen, nicht weit von Jena. Nun wollte der König nicht gerne, daß man seinen ersten Bibliothekar, den er doch als einen grossen Gelehrten nach Berlin hatte rufen lassen, verächtlich mache. Also suchte der gut-

müthige Monarch dem armen Pernety durch die oben angeführte Schrift wieder auf die Beine zu helfen: so wie vormals seinem Presidenten Maupertüis gegen den Spott des Voltaire; und so endigte sich dann der Streit zwischen Pauw und Pernety.

Als nun Pauw Vorleser des Königs ward, graute ihm doch wahrlich nicht deswegen vor diesem Dienste, weil der König gegen ihn geschrieben hatte, sondern deswegen, weil er gewohnt war, frey und unabhängig und ganz in litterarischer Musse in Xanten zu leben. Schon bey seiner Ankunft in Potsdam, sagte er einem preüssischen Minister, der mir dieß erzählet hat: nimmer werde ich es aushalten, täglich zu einer gesetzten Stunde zum Könige zu gehen, um da zu lesen! — Man begreift solche Gefühle. Aber man begreift nicht, warum Herr Büsching zur Ursache dieses gerechten Mißmuths angiebt, daß Pauw sich nicht habe entschliessen können, dem König zu schmei-

cheln

cheln (*). Friedrich dem Grossen hatte man gar nicht nöthig zu schmeicheln. Pauw sagte ehrlich und offenherzig dem Könige, was mancher anderer an seiner Stelle wohl auch gefühlet aber nicht gesagt hätte: aller Zwang sey ihm unerträglich! — Der König nahm dieß sehr gut; Pauw schied sich freündschaftlich von ihm, und wanderte froh und glücklich, zurück nach Xanten.

Nach der Entfernung des Herrn von Pauw, veränderte sich die Scene auf eine sonderbare Art, durch die Ankunft des Abbe' dû Val Pyreau. Er war aus einer adelichen und angesehenen Familie im Bischthum Lüttich, hatte verschiedene unbedeütende Dinge geschrieben, und sich deswegen mit der römischen Kirche entzweyt, die ihn für einen Ketzer erklärte, und ihn aus seinem Vaterlande vertrieb. Er hatte nun keinen Unterhalt, und ward Corrector bey einem Buchdrucker in Frankfurt

(*) Büschings Charakter Friedrichs des Zweiten. S. 76.

am Mayn. D'Alembert empfahl dem König diesen Ketzer, und der König machte ihn zu seinem Lecteür.

Dú Val Pyreau hatte viel einnehmendes, und war nicht unwissend. Aber durch seinen ausschweifenden Hochmuth machte er sich in Potsdam alle Menschen zu Feinden. Da ihn nun der König anfänglich gerne sah, und sich gerne mit ihm unterhielt, entstand beynahe eine allgemeine Verschwörung wider ihn in Potsdam. Er suchte nicht etwa nur Vicarius apostolicus in Westphalen zu werden, wie Herr Nicolai sagt (*): sein Hauptehrgeiz gieng auf ein Bischthum; und der König war wirklich entschlossen, wie ich im dreyzehnten Capitel erzählen werde, ihn zum Bischof zu machen. Er schickte ihn deswegen an den Pabst. Aber dú Val Pyreau benahm sich wieder mit dem Pabste so übel, daß er dadurch dem Könige aüsserst mißfiel. Dieses Mißfal-

(*) Nicolai's Anekdoten von König Friedrich II. II. 133.

Mißfallen vermehrte er dann, nach seiner Rückkunft in Potsdam, noch bey dem Könige dadurch, daß er sich selbst zum Bischofe machen wollte, seitdem ihn der König dazu nicht mehr tauglich fand. Er überwältigte die catholischen Geistlichen in Potsdam so sehr durch sein Ansehen, daß sie ihn mussten Messe lesen lassen, ob ihm gleich nach den Gesetzen der catholischen Kirche dieß nicht mehr zukam: denn sein Priesterbrief war ihm abgenommen, und jede Priesterfunction war ihm von seiner Kirche verboten. Er aber las nicht nur Messe in Potsdam, sondern ließ sich den Ornat vor dem Altare umhängen, und ließ sich bey der Messe durch zwey geweihte Priester bedienen; und nach den Gebräuchen der catholischen Kirche darf dieß alles nur ein Bischof.

Brühwarm überbrachte man dem Könige dieß, und andere kleine Thorheiten des ehrgeitzigen Mannes. Du Val Pyreau ward also wegen seines üblen Betragens nicht mehr zum Könige gerufen.

Der



Der König hatte ihm einen Gehalt von zweytausend Thaler auf einige grosse schlesische Präbenden oder Commanderien gegeben, und diesen Gehalt ließ er ihm. Das ihm so gefährlich gewordene Potsdam floh auch deswegen dieser Erbischof nicht, denn er war noch da als der König starb.

Die einzigen Gesellschafter des Königs in seinen sechs lezten Lebensjahren, waren nun, mit Ausnahme der Herren die ich am Ende noch nennen werde: der Abt Bastiani, der von seinem Gute Haldem in Westphalen oft von dem Könige abgerufene Staatsminister Freyherr von der Horst, der Bischof von Ermeland, der Graf von Chazot Commandant der Stadt Lübeck, zuweilen auch der Prinz von Hohenlohe Ingelfingen; und täglich, der Kammerherr Marquis von Lucchesini.

Nie war der König mehr unterhaltend, nie liebte er auch mehr daß man ihn unterhalte, als wenn er das Podagra hatte. So brachte der Herr Minister von der Horst mit dem Bischof von

Erme-

Ermeland, viele Wochen in Potsdam bey dem Könige zu. Noch zulezt in den Jahren 1784 und 1785 waren der Herr Minister von der Horst, der Graf von Chazot und der Abt Bastiani, beynahe zwey Monate hindurch, die beständigen Gesellschafter des Königs. Gewöhnlich ließ der König diese Herren vor eilf Uhr des Vormittages rufen. Dann blieben sie zur Mittagsmahlzeit, die oft über drey Stunden daurte. Am Abend gegen sechs oder sieben Uhr wurden diese Herren wieder zur Conversation des Königs eingeladen, und sie blieben bey dem Könige bis nach dem Abendessen, bey dem er, wenn er das Podagra nicht hatte, immer gegenwärtig war, ob er gleich nichts aß. Hatte aber der König das Podagra, so sezten sich diese Herren von eilf Uhr des Vormittages bis zur Tafelzeit vor sein Bett; aber dann wurden sie den Nachmittag viel früher wieder zum Könige gerufen, und mehrentheils schon um fünf Uhr. Konnte der König das Bett verlassen, so gieng er dann

mit

mit diesen Herren an die für sie zugerichtete Abendtafel, nicht zum Essen sondern zum Sprechen. Nicht immer des Vormittages, aber immer des Mittags und des Abends war Herr von Lucchesini von dieser Gesellschaft des Königs.

Der Bischof von Ermeland ist ein Pole aus der bekannten Familie Grabowsky. Er lebte in seiner Jugend lange in Frankreich. Sein Umgang war äusserst angenehm, und er zeigte sich immer als einen Mann von grosser Weltkenntniß. Der König ließ ihn deswegen oft nach Potsdam und Sanssouci kommen. Ueber mancherley Dinge, auch über Dinge seines Berufes, musste dieser Bischof manchen Scherz von dem Könige anhören. Einst sagte er ihm über Tafel: „Ich weiß gar „wohl wie alle übrigen Apostel zu ihrem Amte „gelanget sind, aber begreifen kann ich doch nicht „wie der Apostel Paulus dazu kam: da er doch „unsern Herrn Christus nicht gesehen und nie ein „Wort mit ihm geredet hat?“ — Der Bischof

erwie-

erwiederte: Sire, dieß geschah, als der heilige Paulus auf seinem Wege nach Antiochien vom Pferde fiel. — „Was, Herr Bischof, versezte „der König, Sie wollen mich bereden, daß man „Apostel wird, wenn man vom Pferde fällt? — „Ich kann ihnen versichern, daß dieß nicht immer „geschieht: denn ich bin zehnmal vom Pferde ge„fallen, fiel immer plumps wie ein Sack; und „ward nie Apostel (*)!"

Man wird den König an diesen Worten nicht verkennen. Aber mißkennen würde man ihn, wenn man dem Herrn Grafen von Mirabeau glauben wollte: daß Er dem Bischof von Ermeland seine Einkünfte von hundert tausend Reichsthaler auf

vier

(*) Quoi, Monsieur l'Eveque, vous voulés donc me faire croire, qu'on dévient apotre en tombant du cheval? Je puis vous assurer que cela n'arrive pas toujours; car moi qui vous parle, je suis tombé dix fois du cheval, mais tombé comme un sac, vous dis-je, et jamais je ne suis devenu apotre!

vier und zwanzig tausend herabgesetzet habe (*). — Dieß ist berlinischer Schnickschnack; den auch wahrscheinlich der grosse Anekdotensammler dort, deswegen in sein Register aufgenommen hat, und damit er von dem Bischof von Ermeland eine krüppelhafte Anekdote erzählen könne, die falsch ist (**). Der König hat die Einkünfte des Bischofs von Ermeland nicht vermindert sondern vermehret, seinen ganzen Zustand nicht verschlimmert sondern verbessert. Grabowsky war von jeher ein überaus schlechter Haushälter gewesen; darum hatte ihn eine polnische Commission, auf Veranlassung seiner Glaübiger, zu einer Competenz von zwölftausend polnischen Gulden, das ist nach deütschem Gelde, auf zweytausend Reichsthaler heruntergesetzet. Aber als Friedrich Westpreüssen übernahm, ertheilte er ihm einen jährlichen Gehalt von

(*) Histoire secrete de la cour de Berlin. Tom. II. pag. 368.

(**) Anekdoten und Charakterzüge. VII. 114.

von sechs und zwanzig tausend Reichsthaler, unterhielt ihm seine Schlösser, gab ihm freye Wohnung, freye Feürung und Jagd, und befahl der preüssischen Kammer die Bezahlung aller seiner Schulden zu übernehmen. Nie hat ein Bischof von Ermeland, wie Herr von Mirabeau glaubt, hundert tausend Reichsthaler Einkünfte gehabt, sondern nur fünf und zwanzig tausend. Aber bey der preüssischen Administration stiegen diese Einkünfte weit höher: denn man fand in diesem Bischthum die vollkommenste Priesterwirthschaft. Domainenämter wurden bey der ersten Verpachtung oft siebenmal so hoch wie zuvor ausgebracht, und dabey noch die Dienstleistung den Unterthanen unglaublich erleichtert. Alles was das Bischthum Ermeland dadurch verlohr, daß der König Westpreüssen in Besitz nahm, waren Souverainitätsrechte, die sich die Bischöfe unter der polnischen Regierung anmaßten.

Einer der ersten und lezten Gesellschafter des Königs war der Graf von Chazot, der mit dem Charakter eines französischen Generallieutenants und zwölftausend Livres Pension von Frankreich, anjetzt als Stadtcommandant in Lübeck lebt. Chazot ward als Dragoner Hauptmann in französischen Diensten zuerst mit dem Könige bekannt, als er mit seinem Vater dem Feldzuge am Rhein beywohnte. Er gefiel dem Kronprinzen so wohl, daß er ihn gleich nach vollendetem Kriege seinen Abzug aus französischen Diensten zu nehmen bewog. Chazot kam nach Rheinsberg, und war einer von Friedrichs liebsten Gesellschaftern. Gleich nach seinem Regierungsantritt gab ihm der König ein Escadron in dem berühmten Dragonerregiment von Bareüth, von dem anitzt der grosse und geistvolle General von Kalkreüth Oberster ist. Chazot that überall Wunder der Tapferkeit. In der Schlacht bey Friedberg legte er sechs und sechzig österreichische Fahnen, die das einzige Regiment

von

von Bareüth erobert hatte, dem Könige zu Füssen. Friedrich beschenkte Chazots Mutter, die in der Normandie lebte, mit Gold und Brillanten, und bezeügte ihr durch einen schönen Brief seine Verehrung für ihren Sohn. Aber er benahm sich mit Chazot, wie mit jedem den er gerne bey sich behalten wollte, nach einerley Grundsätzen: war wechselsweise aüsserst gnädig, und dann wieder kalt. Oft musste Chazot ziemlich lange in seiner Garnison zu Pasewalk sitzen, zuweilen sagte ihm der König auch unangenehme Dinge in Briefen. Der gute Chazot kannte diese Manier des Königs nicht, von der ich in einem besondern Capitel sprechen werde, und konnte sie auch nicht ertragen. Er ergriff also die erste Gelegenheit, eine Stelle zu finden die einträglicher war als ein Regiment das er etwa hoffen konnte, und verließ den Dienst des Königs. Aber Friedrich ward ihm deswegen nicht gram: denn er bat ihn oft, und zum leztenmal gegen das Frühjahr 1784, von Lübeck zu sich nach Potsdam,

beschenkte ihn jedesmal, behandelte ihn recht freundschaftlich, und nahm auch seine Söhne in seine Dienste. Chazot muß älter seyn als der König; er zeigte sich immer als ein Mann von Verstand, von der edelsten Ehrliebe, und von den grösten militairischen Talenten und Kenntnissen. Im Umgange war er sehr angenehm, und mit der grösten Aufrichtigkeit sagte er dem Könige wie dem geringsten Höfling die Wahrheit keck ins Gesicht.

Der Marquis von Lucchesini genoß sechs Jahre hindurch, bis zu Friedrichs Tode, seinen Umgang; er war sein beständiger Tischgenosse, und der beständige Gefehrte seiner Abendstunden. Schärfere und billigere Blicke warf wohl kein Philosoph und kein Gelehrter in den Kopf und in das Herz Friedrichs des Grossen, als dieser geistvolle, tiefgelehrte, und liebenswürdige Italiener. Nicht nur hat ihn der König gar nicht selten bey auswärtigen Staatsangelegenheiten, bey allen seinen Correspondenzen mit dem Pabst, und zu vielen geheimen

Dingen

Dingen gebraucht. Er that noch viel mehr; denn ein rühmlichst bekannter und allgemein verehrter und geliebter Fürst hat mir gesagt: Friedrich habe nicht nur den Herrn von Lucchesini über alle auswärtigen und innern Angelegenheiten des preüssischen Staates unterrichtet, sondern er habe ihm sogar alle seine Geheimnisse anvertraut.

Das leztere weiß wohl niemand ganz genau, denn eigentlich vertraute wohl Friedrich keinem Menschen seine eigentlichen Geheimnisse; aber gewiß der litterarische Freünd des Königs war Lucchesini. Neüe Bücher las Friedrich nicht mehr gerne, und deütsche Bücher hat er nie gelesen. Lucchesini las alles, auch sogar deütsche Bücher, denn in der deütschen Litteratur ist er so gut bewandert als irgend ein Deütscher; und so erzählte er dann dem Könige auch litterarische Neüigkeiten aus Deütschland. Seine liebsten Gedanken und Empfindungen ergoß Friedrich im Umgange mit Lucchesini. Er war der Vertraute aller seiner alten

 und

und neüen litterarischen Arbeiten, er gab ihm alle seine Manuscripte zu lesen, und unterhielt sich über alle mit ihm. Einen Beweis des Vertrauens, das der König in Lucchesini sezte, sah ich mit meinen eigenen Augen in seinem Hause zu Potsdam; alle mit der eigenen mir bekannten Hand des Königs an d'Alembert geschriebene Briefe, waren in seiner Verwahrung; denn an d'Alembert schickte der König nur die Abschriften dieser Briefe.

Niemand wäre also allerdings fähiger gewesen die Werke des Königs herauszugeben als Herr von Lucchesini, wenn man verlanget hätte, daß sie jemand mit Anmerkungen und Auslegungen aus dem Munde des Königs begleite. Lucchesini ist in dieser Absicht unerschöpflich reich an Anekdoten, die alle samt und sonders verborgen und verschlossen sind für die berlinischen Anekdotenhändler. Niemand kennet besser als er die litterarische Geschichte der Werke Friederichs. Anmerkungen von ihm hätten auf manchen weniger frappanten Aufsaz,

auf

auf manches nicht sehr auffallendes Gedicht einen höhern Werth geleget, denn sie hätten uns mit der Veranlassung dieser Stücke bekannt gemacht, und mit dem Augenblicke in dem so manches entstand. Aber diese Auslegungen und Commentarien wird man schreiben, wenn die Menschen nicht mehr leben, die einzig und alleine diese Commentarien schreiben könnten. Ein Landsmann und Freünd des Herrn von Lucchesini, der Herr Abt Denina, war auf Befehl des Herrn Ministers von Herzberg bloß der Herausgeber der nachgelassenen Werke des Königs, unmittelbar vor dem Drucke.

Mehr als jemals gebe ich jetzt dem Wunsche Raum, daß doch Herr von Lucchesini Friedrichs Leben möchte beschrieben haben, und nicht der französische Sprachmeister Herr de Lavaux! Die späteste Nachwelt hätte dem Herrn von Lucchesini dafür gedanket, und hätte ihn dafür mit unsterblichem Ruhme gelohnt. Aber Herr von Lucchesini

scheint jezt als preussischer Gesandter in Warschau, mehr den politischen Ruhm zu lieben: ob man gleich denselben nie anders als auf rauhen und dornichten Wegen findet, und ob er gleich eben so leicht entwischet als man ihn ergreift. Gewiß weiß Er aber auch besser als man solche Dinge in der gelehrten Welt wissen kann, wie höchst schwierig, mißlich und gefährlich es ist, irgend etwas über die Geschichte seiner Zeit zu schreiben. So lange die Personen noch leben, deren Eigenliebe irgend einen grossen oder haarkleinen Antheil an dieser Geschichte zu haben sich einbildet, kann jeder Historiker versichert seyn, daß nicht etwa nur der grosse Acteür, sondern selbst der kleinste Lichtpuzer auf der Scene, ihn vergiften möchte, wenn er nicht sagt, daß alles was Grosses geschah durch ihn geschah! — Ueberhaupt mag auch jedem in die Politik der Zeit Eingeweihten entweder die Lust zum schreiben bisweilen ganz vergehen, oder ihm ahndet, daß man so wenig alles glauben würde

was

was er schriebe, als er selbst nöthig hätte alles so rein wie er es weiß zu sagen.

Unter den Gefehrten von Friedrichs lezten Tagen sah ich, kurz vor seinem Tode ausser dem Herrn Marquis von Lucchesini, den Herrn General Grafen von Görz, den Herrn General und Oberstallmeister Grafen von Schwerin, und den Herrn Staatsminister Grafen von Herzberg.

Der Herr General von Görz, Bruder des vormaligen preüssischen Gesandten in Petersburg, war erst in dänischen Diensten, und seit 1772 immer um Friedrich. Er war mehr als nur guter Gesellschafter und General; der König brauchte ihn oft zu auswärtigen geheimen Missionen von grosser Wichtigkeit. Die ganze Kunst des Hoflebens und des feinen Umganges hatte der Herr General von Görz in seiner Gewalt.

Der neülich verstorbene Herr General und Oberstallmeister von Schwerin hat Friedrich den Grossen auf seinem ganzen Heldenlauf begleitet.

An manchem grossen Tage erwarb sich Schwerin durch hervorbringenden Muth und ausharrende Tapferkeit ein dauerhaftes Andenken in der preussischen Kriegesgeschichte. Unzähliche male hat er mit seinem Regiment eingehauen und den Feind geworfen. Seit allen beendigten Kriegen scherzte nun Schwerin, in edler Ruhe über dieß und alles mit dem König, und der König über dieß und alles mit Schwerin.

Der Herr Staatsminister Graf von Herzberg hat ganz für Friedrich und ganz mit ihm gelebt, denn er war sein Minister, Rathgeber, Gesellschafter und Freünd. Eine nicht bekannt gemachte Vorrede zu einem im vorigen Jahre gedruckten Werke des Herrn Grafen von Herzberg (*) erhielt ich

(*) Recueil des déductions, manifestes, déclarations, traités, et autres actes et écrits publics, qui ont eté redigés et publiés pour la cour de Prusse par le Ministre d'état Comte de Herzberg depuis le commencement de la guerre de sept

ich aus der Hand dieses Ministers. Sie war mir äusserst merkwürdig in Absicht auf seine Verhältnisse mit dem verstorbenen König, zumal durch einen entscheidenden Brief über den bayerischen Krieg; und war eine fürchterliche Widerlegung des französischen Aretins. Herr von Herzberg hat diese Vorrede aus Bescheidenheit unterdrücket, und mir dabey den 8 November 1788 gesagt: „Könnte „man eine diplomatische Geschichte Friedrichs des „Zweiten mit rechtfertigenden Beylagen schreiben, „so würde erhellen, daß ich den grösten Antheil an „Friedrichs Anschlägen hatte, daß ich einen grossen „Theil derselben ihm angab, und daß alles was ich „Ihm angab immer gelang (*).“

Herzberg

sept ans 1756, jusqu'à celui de la guerre de Bavière 1778. Volume I. Berlin 1788.

(*) Je vous envoye cy-joint, schrieb mir der Herr Minister von Herzberg, un exemplaire du Recueil de mes écrits publics, à la tête du quel vous trouverez une préface, qui peut servir

Herzberg war der Minister, an den Friedrich noch zehn Tage vor seinem Tode mündlich sagte: croyez

servir de preuve, combien on m'a mal jugé dans les lettres secretes sur l'article des *vuës.* J'avois fait une préface plus étendue, qui contient surtout une lettre sur la guerre de Bavière, decisive sur cette matière, avec toutes sortes d'autres circonstances, qui regardent ma vie; mais je l'ay ensuite racourci sur le conseil de quelques personnes, pour qu'on ne puisse pas m'accuser de trop d'égoïsme. Je vous communique cette pièce pour votre lecture, en vous priant de me la renvoyer sans en faire aucun usage. Vous pouvez la montrer à son Excellence Monsieur le Baron de Beulwitz, si vous le jugés à propos. C'est le meilleur juge competent pour vous dire, si je n'ay pas eu raison dans le conseil que j'ay donné au feu Roi sur la guerre de Bavière, et si elle n'auroit pas mieux tourné en suivant ce conseil. Si l'on pouvoit ecrire l'histoire diplomatique de Fréderic II avec des piéces justificatives, on verroit, que j'ay eu la principale part à ses vuës; que j'en ay fourni une grande partie, et que les miennes ont toutes réussi.

croyez vous que j'ay béſoin de vos yeux pour voir? — Der Miniſter hatte dem König durch ein Billet zu verſtehen gegeben: Er, der König, habe auf einen wichtigen Artikel ihrer Depeſchen nicht geantwortet. Darauf kam dieſe ſchreckliche Frage wegen der Augen. Aber gleich den andern Tag, ließ Friedrich den Herrn von Herzberg kommen, und ſagte ihm: Vous avés eu raiſon; vous n'avez qu'à ecrire ce que Vous avez propoſé, et à envoyer même un courier pour cet effet. — Dieß geſchah.

Vierzig Jahre hat Herr von Herzberg mit Friedrich dem Groſſen gelebt, und ſeit dem Hubertsburger Frieden in einer Art von Freündſchaft und Vertraulichkeit. Geſchenket hat Friedrich dem Herrn von Herzberg nichts, als nur vierzehn Tage vor ſeinem Tode ein Tiſchgeräthe von Porcellan. Aber zwey Tage nach dem zu Hubertsburg geſchloſſenen Frieden, kam er zu Ihm, und ſagte: „Sie „machten den Frieden, wie ich den Krieg: einer

„gegen

„gegen viele!“ — Friedrich wusste, daß einem Herzberg dieß genügt (*).

Nach solchen Zügen habe ich nicht nöthig mehr zu sagen. Was ich schreibe, sind Fragmente; und Herzbergs Name gehöret nicht nur etwa in Friedrichs Geschichte, sondern in die gegenwärtige grosse Geschichte von Europa.

Dieß ist das Wenige was ich von Friedrichs Umgange und von seinen Gesellschaftern sagen wollte.

(*) Den 7 Junius 1788 schrieb mir der Herr Graf von Herzberg dieß mit folgenden Worten: Frederic n'etoit pas liberal; il faisoit rarement des présens, mais il etoit prodigue pour la totalité de la Monarchie. Quoique j'aye vécû quarante ans avec lui, et depuis la paix de Houbertsbourg dans une forte d'amitié et de familiarité, il ne m'a jamais donné le moindre présent extraordinaire qu'un service de porcellaine quinze jours avant sa mort; mais il vint chez moi deux jours aprés la paix de Houbertsbourg concluë, et me dit: *Vous avez fait la paix, comme j'ay fait la guerre, un contre plusieurs.* Il sçavoit que cela me suffisoit.

wollte. Einige allgemeine Anmerkungen bleiben mir noch übrig. Der Herr Graf von Mirabeau sagt in seiner Schrift gegen den vortreflichen Grafen von Güibert: „Friedrich liebte den Voltaire „nicht mehr als die übrigen Gelehrten die er um „sich hatte; er liebte den Voltaire vielleicht weni„ger; und es wäre nicht schwer, für denjenigen der „sein Privatleben beschriebe, zu zeigen: daß Frie„drich sich in seinem ganzen Leben um Männer von „Geist (gens d'esprit) nur mittelmässig bekümmert „hat. Er bedurfte überhaupt mehr daß man Ihn „höre als daß man selbst spreche (*).“

Wie viel oder wie wenig Voltaire von Friedrich geliebet ward, ist, wie mir deücht, ein sehr auflösliches Problem. Anfänglich kannte ihn Friedrich bloß aus seinen Werken und aus seinen Briefen. Er kannte also so lange nur Voltaire den

Schrift-

(*) Lettre du *Comte de Mirabeau* sur l'Eloge de Frédéric, par M. de Guibert, et l'Essai général de Tactique du même Auteur. pag. 8. 9.

Schriftsteller und nicht Voltaire den Mensch. Sobald er den eigentlichen, leibhaften und natürlichen Voltaire sah, bey sich hatte und mit ihm lebte, fand er sogleich die Henriade und ihren Verfasser, zwey völlig verschiedene Wesen. Seine Neigung für die Henriade blieb, die Neigung für Voltaire verschwand. Nie hörte Friedrich auf, die Werke des Voltaire zu loben; aber ihrem Verfasser sagte er oft beissende Wahrheiten. Nie bat er ihn auch wieder zu sich, nach den Scenen mit Maupertüis, ob er ihm gleich einen Zufluchtsort in seinen Ländern anbot, da er desselben zu bedürfen schien. Hatte aber auch Friedrich in keiner Zeit für Voltaire eine wahre Liebe, so hatte er doch dieselbe gewiß für Algarotti, für d'Argens, für Bastiani, für Lucchesini, und viele andere; und es ist nichts als die blosse Explosion eines Witzes, den etwa der Herr Graf von Mirabeau von kleinen neidischen Berlinern geborgt haben mag, wenn er behauptet was er gewiß nicht glaubt:

Friedrich

Friedrich habe nur stumme Zuhörer bey sich gehabt, nur Leûte die nicht fähig waren ihm zu antworten, oder ein Gespräch mit ihm zu unterhalten.

Selbst mitten unter den Scenen zwischen Voltaire und Maupertüis, aûsserte Friedrich noch eine Gutmüthigkeit und eine Schonung, die sogar Herr Denina mißkennet, indem er Friedrich den Grossen wegen der Verbrennung des Akakia, ganz sanft der Intoleranz beschuldigt (*). — Aber der Akakia war kein Glaubensartikel; und das Verbrennen *einer so sehr boshaften* Schrift gegen Maupertüis war, sobald man die Umstände genau weiß, das vollkommenste Gegentheil der Intoleranz.

Voltaire hatte die Handschrift des Akakia schon eine Weile in Potsdam verbreitet. Dieß erfuhr der König, und auf sein Verlangen las ihm Voltaire diese Schrift. Der König sagte zu Voltaire:

(*) Essai sur la vie et le règne de Fréderic II. pag. 119.

taire: „im Grunde mögen sie wohl Recht haben, „angenehm ist auch das Ding geschrieben; aber be„denken sie wie ehrenrührig es selbst für mich ist, „wenn ich zugebe daß man den Presitent meiner „Academie verspotte; also verlange ich ihr Ehren„wort, daß der Akakia niemals gedruckt werden „soll?“ — Voltaire gab mit der grösten Bereitwilligkeit dem Könige sein Ehrenwort; und vier Tage nachher kamen einige tausend gedruckte Exemplare des Akakia nach Potsdam. Gleich ließ der König den Voltaire rufen, und machte ihm über diese Treúlosigkeit die bittersten Vorwürfe. Voltaire laúgnete daß er den Akakia habe drucken lassen, und war unverschämt genug zu versichern, daß er der Verfasser dieser Schrift nicht sey! — „Gut, „sagte der König, weil sie also der Verfasser dieser „Schrift nicht sind, so soll sie auch der Henker ver„brennen.“ — Dieß geschah, und machte den grossen Voltaire beynahe wahnwitzig.

Heisset

Heisset dieß Intoleranz? — Höchst niederträchtig handelte Voltaire in dieser Sache, und der König sehr gütig. Aber nie vergaß er diese Niederträchtigkeit, und als Voltaire nach dem Tode des Maupertüis noch fortfuhr auf ihn zu schimpfen: so verglich der König, in einem an ihn selbst geschriebenen Briefe, den Voltaire mit den Raben die sich an Leichnamen weiden.

Der gute Herr Formey glaubt, daß er über den Akakia Dinge erzähle, die kein Mensch wisse(*). Dieß thut mir leyd: denn ich habe aus dem Munde des Herrn Ministers von der Horst, hier die Geschichte der Verbrennung des Akakia erzählet, wie sie der gute Herr Formey nicht weiß.

Eine Bemerkung über Friedrichs kleinere und grössere Offenherzigkeit bey der Mittagstafel und in seinen Abendgesellschaften, ist mir von einem Herrn mitgetheilet, der von beydem sehr oft Zeüge

 war.

(*) Souvenirs d'un citoyen. Tom. I. pag. 265. 270.

war. Bey der Mittagstafel sagte der König, so unterhaltend er auch immer war, nicht nur nichts als wovon er wünschte daß alle Menschen es wissen, sondern zumal auch das, was er ausgebracht haben wollte. Dieß war Nahrung für die fremden Gesandten in Berlin: denn diese hatten, wie mir ein vieljähriger Minister und Gesellschafter des Königs versichert, immer Pensionaire unter den Bedienten des Königs, und der König mochte, wie billig, die Herren vom Corps diplomatique gerne beziehen. Weit offener, und weniger sorgsam, war er, natürlicherweise, in seinen Abendunterhaltungen: denn da waren seine Bedienten entweder gar nicht, oder nur selten gegenwärtig.

Eine andere Bemerkung habe ich von dem Herrn Marquis von Lucchesini, die jedoch beweiset, daß der König diese sehr gute Vorsichtsregel bisweilen vergaß. An einem Abend, da Herr von Lucchesini allein bey ihm war, sagte der König eine Sache von grosser Wichtigkeit an Lucchesini, in franzö-

französischer Sprache, und ganz laut. Ganz leise, und in italienischer Sprache, antwortete Lucchesini: der hier im Zimmer gegenwärtige Bediente versteht französisch! Ces animaux n'entendent point le françois — versetzte der König ganz laut. Herr von Lucchesini nannte mir den Bedienten, der noch bey dem Könige war, und den ich sonst noch nie gesprochen hatte. Aus Neugier wünschte ich zu wissen, ob dieser Bediente französisch spreche oder nicht? Ich ergriff also das erstemal, als ich wieder nach Sanssouci kam, einen Vorwand um mit diesem Bedienten zu sprechen. Ich redete ihn französisch an: et cet animal me repondoit admirablement!

Undurchdringlich war doch im Ganzen der König, da wo Er es seyn wollte; ich würde mein Hemd verbrennen, sagte er einst, wenn es wüßte was ich weiß. Darum verrieth er sich über Staatsgeschäfte auch denjenigen nie, denen daran gelegen seyn konnte, in seine Seele zu sehen, und in seinem

Herzen zu lesen. Seine Sarcasinen ausgenommen, sagte er über Hauptsachen nichts, als was er durchaus sagen wollte; jedoch sehr oft etwas, wie mir versichert ist, als wenn es ihm entfallen wäre, und dann stellte er sich als wenn er sich zurückzöge. Schlau war dieß nicht, denn ein grosser Charakter ist nicht schlau. Aber mit der grösten und edelsten Einfalt, und einer ganz unschuldig scheinenden Miene, sagte Friedrich wohl sehr oft beissende Wahrheiten.



✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱

7. Cap.

Ueber seine vorgebliche Nichtachtung der deútschen Litteratur.

Unsers guten Búschings pragmatisches Buch über den Charakter Friedrichs des Zweiten, ist das Archiv, wo man authentische Aktenstücke und Documente findet, aus denen sich allerdings mit der gróßten diplomatischen Genauigkeit lernen lásst, wie dieser grosse König deútsch buchstabirte und schrieb.

Wahre Liebe erwarb sich gewiß der gute Herr Búsching, durch diese Aktenstücke und durch diese Documente, bey denjenigen deútschen Gelehrten die es höchst übel nahmen, daß der König in Preúſsen ihre Schriften nicht las. So, und nicht anders, sagten sie, wie Búsching den Charakter Friedrichs beschrieb, muß man Geschichte schreiben.

Diese Akten und diese Documente waren allerdings unlaügbare Zeügnisse und Belege, daß Friedrich der Grosse nicht deütsch buchstabiren konnte. Büschings Buch war also ein eigentlicher Triumph, und ein wahres Gedankenfest für alle kleinen Geister auf allen Universitäten und in allen Recensirbuden Deütschlands. Alle diese Geister glaubten sich dadurch daß der König in Preüssen nicht buchstabiren konnte, gerochen für alle Zeiten und für alle Jahrhunderte, an dem Verächter ihrer Schriften, und an dem König der sie nicht kannte.

Französische Wörter buchstabirte und schrieb Friedrich nicht viel besser (*). Sogar Voltaire konnte nicht buchstabiren. Sein Secretair musste deswegen, wie man mir versichert hat, alles was Voltaire schrieb, durchsehen und corrigiren.

Aber

(*) Die Beweise hiervon giebt ebenfalls Herr Büsching; auch Herr Formey in seinen Souvenirs d'un citoyen. Tom. I. pag. 131. 353. 354.

Aber Friedrich ward als ein Kind und als ein Knabe, nicht anders erzogen und unterrichtet, als wie man alle fürstlichen Kinder und Knaben in Deútschland um diese Zeit, und vielleicht noch sechzig Jahre nachher erzog. Er hatte, so deútsch auch übrigens sein Vater war, eine französische Gouvernante, und sodann einen französischen Lehrmeister. Was er als Knabe lernte, setzte er als Jüngling fort. Deútsche Bücher wurden damals an deútschen Höfen gewiß nicht einmal von Lackayen gelesen. Jeder deútsche Prinz und Edelmann von einiger Erziehung, bildete seinen Geschmack nach französischen Schriftstellern; und jeder deútsche Prinz und Edelmann schrieb, wenn er schreiben konnte, französisch. Friedrichs litterarische Jugendfreúnde waren Franzosen; und in Rheinsberg, wie an allen deútschen nicht ganz rohen Höfen, sprach man französisch. So wie man uns nun, in den Tagen unserer Cultur, eine Zeit vorbereitet, in welcher einst die deútschen Gelehrten nicht mehr

Latein verstehen werden, so waren in Friedrichs Kinderjahren sehr viele grosse deútsche Gelehrte unfähig einen deútschen Brief zu schreiben.

Mit der deútschen Litteratur konnte also Friedrich in seiner Jugend eben so wenig bekannt werden als mit der deútschen Rechtschreibung. Sein Vater schickte ihm, als er in Cüstrin gefangen saß, die zwey einzigen deútschen Bücher, die er vor seiner Thronbesteigung und vielleicht in seinem ganzen Leben gelesen hat, die Bibel und Arndts wahres Christenthum.

Aber was Friedrich in seinen Kinderjahren nicht gelernt hat, das hätte er im Jahre 1740 in Leipzig lernen sollen! — Eine neúe Sonne war dort für Deútschland aufgegangen, und diese Sonne hieß Gottsched. Wer Augen hatte solches Licht auszuhalten, sezte sich in diese Sonne. Nur Friedrich wusste nichts von ihr bis in den siebenjährigen Krieg. Dieß verdroß die Glaúbigen an Gottsched. Einer von ihnen und der lezte von allen, der noch

in

in Göttingen leben soll wie man sagt, schoß darum, nachdem halb Eúropa schon sein Pulver gegen Friedrich verschossen hatte, noch mit papiernen Bolzen nach Ihm: denn seine Bolzen hält der alte Geck für Epigrammen (*)!

Nichts

(*) Mit ironischem Spotte gegen den geschmacklosen und unwitzigen Gottsched und seine arroganten Schüler, sagte ich in meiner ersten Schrift über Friedrich: „Aber warum hieng „König Friedrich immer nur an französischer „Litteratur; warum achtete er gar nicht auf „jenes helle Sonnenlicht, das seit 1740 über „ganz Deútschland, durch Gottsched und ein „Dutzend Magister in Leipzig aufgieng? — Aus „Bescheidenheit! — — Denn Friedrich der „Grosse fühlte sich in Sachen solcher deútschen „Litteratur so sehr zurück, daß er nie von Sans„souci nach Leipzig hinblickte.“ — Allen diesen Spott, den gewiß in ganz Deútschland kein Mensch mißverstanden hat, nahm höchst lächerlich Herr de Lavaux, Verfasser der in sieben Bänden in Straßburg herausgekommenen Vie de Fréderic II, Roi de Prusse, für Ernst! —

Mr.

Nichts als die Festigkeit und Unveränderlichkeit seines Charakters und seiner Gesinnungen bewog Friedrich den Grossen, auch in Absicht auf seine Studien, den Gang als Mann und Greis noch fortzusetzen, den er schon als Jüngling nahm. Er schrieb seine Werke in der allgemeinsten und beliebtesten Sprache von Eúropa; in der Sprache die mehr seine Muttersprache war als die deútsche. Er schrieb in der Sprache der Nation, die schon im vorigen Jahrhundert besser schrieb als alle übrigen Nationen; und er mag auch wohl gefühlt haben, daß es unendlich leichter ist, in französischer Sprache gut zu schreiben als in deútscher.

Des-

Mr. le Docteur Zimmermann (sagt Herr de Lavaux) prétend que ce fut par modestie que Fréderic se tint eloigné de la litterature allemande; il se sentait, dit-il si fort en arrière à l'egard de cette litterature, qu'il n'osoit jamais porter ses regards de Sans-souci à Leipzig. *Vie de Frederic* II. *Strasbourg*. 1789. Tom. VII. pag. 40.

Deswegen aber sprach Friedrich der deútschen Muse nicht Hohn. Darum ließ er sie doch ihren Reihentanz tanzen. Darum war Er, der Purpurträger, ihren rauhen Tönen nicht undankbar. Die deútschen Musen konnten sich sonnen und singen, in Feyerkleidern wallen und jubiliren: nur Friedrich sah und hörte sie nicht! — Während der Jünglingsjahre Friedrichs hatte man noch keinen deútschen Voltaire. Unzähliche gute Köpfe, die anjeßt Deútschlands Stolz und Ehre sind, waren damals noch ungebohren. Darum hielt sich Friedrich an französische Litteratur, die schon in frühen Jahren Ludewigs des Vierzehnten eben so ausgebildet war, als es nun endlich, hundert Jahre später, die deútsche auch ist. Also las er auch, (mit Erlaubniß) kein deútsches Buch.

Seine Liebe für ausländische und zumal französische Litteratur, verstärkte sich aber auch vorzüglich durch den beständigen Umgang mit Algarotti, Maupertúis, Voltaire und d'Argens. Er hatte

diese

diese Männer am liebsten bey sich. Der Ton ihres Umganges überwog doch alles, was der König wenigstens von deütschem Gelehrtenwitze sah, hörte, und wusste. Sulzer liebte und verehrte die Deütschen; aber er glaubte doch, mancher deütscher Leyermann, mancher Magister mit Schneidermanieren, hätte dort im Marmorsaale zu Sanssouci an der Tafel des Königs, zwischen dem Könige, Voltaire, Algarotti und d'Argens, sehr verlegen, sehr vertrocknet und peinlich gesessen, und wäre wahrlich da, eher in Leibesnoth gekommen als zu witzigen Einfällen! — Unendlich amüsanter war es, wie mir der redliche und geistvolle Sulzer oft versichert hat, Algarotti, Maupertüis, Voltaire und d'Argens, miteinander sprechen zu hören, als das amüsanteste Buch zu lesen. Dieser billige Philosoph, und gewiß biedere und treüe deütsche Patriot, verwunderte sich auch darum nicht, daß doch, ab und zu, ein etwas linkischer und schwerfälliger deütscher Gelehrter oder Leyermann, in

Ver-

Vergleichung mit diesen geistvollen Köpfen, dem Könige bengelhaft vorkam; und darum sagte auch Sulzer, sey es dem Könige (was man ihm so thöricht übel nahm, und wofür der alte Magister in Göttingen so oft mit seinem Weisheitszahne knirschte) unmöglich gewesen sich einen deûtschen Belesprit zu denken!! — Aber seitdem in Deûtschland schöne Geister auf allen Strassen laufen, lohnten dann freylich die Dümmsten unter diesen Geistern, dem Könige seine Abneigung gegen ihre Deûtschheit, oft hämisch genug mit ihren Bolzen! — Indessen assen einmal keine deûtschen Magister und Leyermänner, sondern nur Algarotti, d'Argens und Voltaire gewöhnlich des Abends mit dem König. Diese Abendmahlzeiten im Marmorsaale des kleinen Schlosses zu Sanssouci, diesem so schön genannten einsamen Sitze der Ruhe, des haûslichen Lebens, der schönen Natur und der Musen, daurten so tief in die Nacht herein, daß allen um die Tafel herum versammelten Bedienten

des

des Königs, wie mir der Herr Generalchirurgus Schmucker gesagt hat, die Beine schwollen. Viel Champagner trank man dann auch, bey diesen Abendfesten der Musen und des Witzes. Vielleicht ist in ganz Deútschland kein Ort, wo jemals so viel Witz vergossen ward, wie in diesem Marmorsaale zu Sanssouci! — Dieß sagte ich mir oft, mit einer Art von staunender Bewegung der Seele, und dann auch wieder mit einem unangenehmen Schauder, bey der Ueberlegung, wie oft man vielleicht hier dem Himmel trotzte: wenn ich da, alleine, zwischen den corinthischen Saúlen saß, die Venus Urania vor mir sah, und den Apoll der das Buch des Lucretius in der Hand hält, und in diesem offenen Buche, mit grossen goldenen Buchstaben die Worte: Te sociam studeo scribundis versibus esse, quos ego de *rerum natura* pangere conor!

Aber Friedrich verachtete niemals die deútsche Nation. Durch Deútsche wurden ja alle seine

grossen

grossen Ideen ausgeführet, und alle seine kühnen und unsterblichen Thaten verrichtet. Er verachtete auch gar nicht die deútsche Sprache. Alle Briefe, die man an ihn über öffentliche und privat Angelegenheiten seines Landes schrieb, alle Berichte der Minister und Generale, alles was die ganze Armee betraf, musste deútsch geschrieben seyn. Mit seinen Officieren, die Franzosen von Geburt waren, sprach der König im Felde deútsch. Nur die Academie der Wissenschaften in Berlin musste französisch an ihn schreiben; an seiner Tafel und mit seiner Abendgesellschaft sprach er französisch. Dieses alles gieng, seit dem Anfang seiner Regierung, in seinem unveränderlichen Gange, und nach gleichen Gesetzen fort.

Ein Schriftsteller voll Geist und Eleganz und Kraft, war und blieb Friedrich für alle Jahrhunderte, obschon Herr Büsching pragmatisch und also mit den gehörigen Belegen beweiset, daß er weder deútsch schreiben noch deútsch buchstabiren



konnte, obschon er nur französische und nicht deutsche Bücher las, keine Magister zum Essen bat, und aus Voltaire mehr machte als aus Gottsched.

Es mag seyn daß er auch wohl zuweilen einen grossen deutschen Gelehrten widerlich fand. Vielleicht sah er auch wohl solche deutsche Männer, bey der persönlich mit ihnen gemachten Bekanntschaft, stotternd und ausser aller Fassung. Aber deswegen hat er diese Männer nicht gering geschätzet, und nicht verachtet. Ein grösserer Kopf war nach Leibnitz und Friedrich, in Berlin wohl nie erschienen, als Lambert. Er betrug sich auch bey dem Könige mit grossem Muthe und edler Offenherzigkeit. Man gab sich die aüsserste Mühe Herrn Lambert bey dem Könige lächerlich zu machen: und er hatte wirklich etwas ihm ganz eigenes in seinem Äussern, in seiner Art zu reden, und in seiner Art zu seyn. Dessen ungeachtet weiß ich ganz zuverlässig, daß der König mit der grösten

Ehrer-

Ehrerbietung von Lambert sprach, und den Spöttern antwortete: „man muß bey diesem Manne „auf die Unermeßlichkeit seiner Einsichten sehen, „und nicht auf Kleinigkeiten."

Weit mehr Geschmack fand Friedrich an den sächsischen Schulmeistern als an Gottsched. Er hatte, sagte Herr Büsching, schon in dem siebenjährigen Kriege in Sachsen sechs Schulmeister ausgesuchet, die Er für vorzüglich geschickte und brauchbare Leute hielt, und sie in der Churmark und in Pommern, jeden mit hundert und vierzig Thalern Gehalt, auf Dörfern ansetzen ließ. Noch im Jahre 1772 bezeugte Er in einer Cabinetsresolution, die Herr Büsching anführt, daß man besonders auf sächsische Schulmeister sehen müsse, die vor den brandenburgischen, in aller Absicht, einen grossen Vorzug haben, wie Er glaubte (*). Dieß war also Nichtachtung, wenn man will, für

(*) Büschings Charakter Friederichs des Zweiten. S. 90.

die brandenburgische aber nicht für die deütsche Litteratur.

Gelacht habe ich ein klein wenig, bey der Stelle, wo der liebe Herr Büsching sagt: „Frie„drich hat nicht nur niemals von Schullehrern so „verächtlich geurtheilt und gesprochen als von den „Kirchenlehrern, sondern sie sogar mit zu den Re„genten gerechnet. Man kann leicht gedenken, „daß nur von Schulregenten die Rede sey, es ist „aber doch dieser Titul, wenn er aus dem Munde „und der Feder eines Königs kommt, ganz an„sehnlich; und hier ist der Beweis, daß Er ihn „den Schullehrern gegeben hat (*).“

Höchst ansehnlich wären allerdings die Schulmeister dadurch geworden, wenn Friedrich, wie Herr Büsching pragmatisch beweiset, sie mit Regenten, also auch mit Königen und Monarchen in eine Reihe gestellet hätte. Aber leider dachte sich Friedrich, der bekanntlich nicht sehr gut deütsch schrieb,

(*) Ebendaselbst. S. 96.

schrieb, bey diesen Regenten weiter nichts als das französische Wort Régent; und dieses Wort bedeutete alsdann auf ehrlich Deütsch, nicht mehr und nicht weniger als einen **Schulmeister**! — Hätte er geglaubt Schulmeister seyen eigentliche Könige oder Regenten, so hätte er das Wort **Schulregent** (im erhabenen Verstande) wenigstens nicht von Dorfschulmeistern gebraucht, sondern vielmehr von Herrn Büsching selbst als dem Director vieler Schulen, oder von jedem berlinischen Oberschulrath (*).

 Gütig

(*) Nicht so gut wie Friedrich der Grosse, verstand König Friedrich Wilhelm der Erste das Wort Régent. Herr Formey sagt: un jour le Roi rencontra en rüe un des régens du collège françois, homme agreste et qui avoit la physionomie la plus pedantesque qu'on ait jamais vüe. *Qui êtes-vous?* — *Je suis régent*, du ton le plus ferme. Cela derouta le Roi, qui n'avoit jamais oui parler que du Regent de France. Il se tourna vers les officiers qui le sui-

Gütig war Friedrich aber nicht nur gegen sächsische Dorfschulmeister, sondern auch gegen viele deutsche Gelehrte, zumal in seinen spätern Jahren, und am allermeisten gegen Schweitzer. Er war überhaupt der schweitzerischen Nation sehr gewogen, und man hat hiervon viele Beweise.

Insonderheit giebt ein hochachtungswürdiger und scharfsinniger Italiener, Herr Denina, der schweitzerischen Nation dieses auch durch seine Feder höchst ehrenvolle Zeügniß, indem er sagt: „Gott-„sched war ein Pedant von der allerflachsten und „unausstehlichsten Art (*). Bey solchen leipziger „Bekanntschaften erkaltete Friedrichs vorzügliche „Liebe für die Schweitzer nicht, die offenbare „Gegner

suivoient, et portant son doigt au front, il leur fit signe, que cet homme etoit fou! *Souvenirs d'un citoyen.* Tom. I. pag. 87. 88.

(*) Gottsched etoit un Pédant des plus plats et des plus insupportables. *Essai sur la vie et le regne de Fréderic II.* pag. 237.

»Gegner (nicht rivaux) Gottschebs und seiner »Waffenträger waren. Er fuhr also fort, so viele »Schweitzer als er nur konnte, in sein Land zu »ziehen, und gebrauchte sie zumal bey allen seinen »litterarischen Anstalten. Die schweitzerische Na- »tion, die sich seit der Wiederherstellung der Wis- »senschaften sehr ausgezeichnet hatte, erwarb sich einen »grossen Ruf eben in der Zeit als Friedrich sich mit »der Erziehung seiner Völker beschäftigte, und mit »der Emporhebung der Wissenschaften und Künste. »Kaum würde die ganze Schweitz eine mittel- »mässige Provinz in einer der grossen eúropäischen »Monarchien ausmachen, und doch enthielt sie eine »grössere Anzahl lebender berühmter Männer, als »die zahlreichsten und ausgebildetesten Nationen. — »So wenig auch Friedrich nach deútschen Büchern »frug, so war ihm doch nicht unbekannt, daß drey »oder vier Schweitzer angefangen hatten der deút- »schen Litteratur die meiste Ehre zu machen; und »daß Schweitzer die Keckheit hatten sich dem Ge-

»schmacke des berühmten Pedanten Gottsched zu »widersetzen. Es gab damals in ganz Deütsch»land nicht zwey so bekannte Schriftsteller wie »Haller, und Gesner. Wenigstens war Klop»stocks unsterbliches Gedicht damals nicht berühm»ter als Hallers Poesien, und Gesners Tod Abels. »Für keine ihrer eigenen Litteratoren hatten damals »die Deütschen mehr Achtung als für Breitinger »und Bodmer. Darum nahm auch Friedrich in »die Academie der Wissenschaften in Berlin mehr »Schweitzer auf als Gelehrte von andern Natio»nen. In den ersten Jahren nach dem Frieden, »hatte die Academie in Berlin acht schweitze»rische Mitglieder: Beguelin, Merian, Ber»noulli, Cat, Eüler, Lambert, Sulzer, und »Wegelin. Deütsche, Franzosen und Italiener, »waren nur funfzehn. Die Erzieher, die Frie»drich seinen beyden Bruderssöhnen gab, waren »Schweitzer. Das Joachimsthalische Gymnasium »stand zwanzig Jahre hindurch, unter der Aufsicht

»des

„des verstorbenen Herrn Sulzer, und des Herrn „Merian (*).“

Einige dieser braven Schweitzer mussten freylich dann auch für die Gnade die sie bey dem Könige fanden, den gewöhnlichen Zoll abtragen den der litterarische Pöbel verlanget.

Sulzer zumal hatte diese Ehre: denn er war Lehrer des Thronfolgers, dabey ein Mann von erhabenem Geiste und Charakter, sehr offenherzig, redlich und kühn, und ein entschloßner Schurkenfeind. Dieß erweckte ihm in Berlin gelehrte Widersacher, die er verlachte, und die ihm sein Leben auf keinen Augenblick trübten, wie sich das versteht. Aber dieß verdroß die gelehrten Herren, die alle Künste der Schurkheit und Arglist gegen Sulzer schon erschöpfet hatten. Endlich ergriffen sie andere Waffen. Als Sulzer einst in der Nacht, auf einem ihm sehr gewöhnlichen Wege, nach Hause gieng: ward nach ihm geschossen, und die Kugel

(*) Ebendaselbst. pag. 237. 238. 239. 240.

flog ganz dichte bey seinem Kopfe vorbey! — Mir hat der redliche Sulzer selbst, diese Geschichte im Jahre 1771 in Berlin, mit mitleidiger Verachtung für seine elenden Feinde erzählet.

Er blieb aber deswegen doch ein treüer preüssischer und deütscher Patriot. In dem siebenjährigen Kriege gab er sich die aüsserste Mühe, durch den Ritter Mitchel und den Marquis d'Argens, bey Friedrich Aufmerksamkeit und Liebe für die deütsche Litteratur zu erregen; und daher ist es gekommen, daß Friedrich die berühmten Sachsen, Reiske, Ernesti, Rabener und Gellert sprach. Sulzers Liebe und Verehrung für deütsches Verdienst gab ihm im Jahre 1761 den edeln Gedanken, mit Hülfe einiger seiner Freünde, Colbergs muthvollem Vertheidiger dem Obersten von Heyden eine goldene Medaille schlagen zu lassen. Friedrich freüte sich über diesen patriotischen Gedanken, bezeügte dem braven Sulzer seinen Beyfall, verlangte selbst auf der Liste der Subscribenten zu

stehen,

stehen, und wünschte daß dem General Werner eben die Ehre widerfahren möchte, wie dem Obersten von Heyden. Dieß alles geschah; und Friedrich schrieb noch im Kriege deswegen an Sulzer einen dankbaren und unvergeßlichen Brief, den ich aus Hirzels schönem Denkmal hieher versetze (*). Liebe und Achtung für Sulzer wurden in der Folge bey dem Könige so groß, daß Er alles that um dem grossen und guten Manne den Aufenthalt von Berlin angenehm zu machen, indessen da Sulzer sehnlichst wünschte diesen Aufenthalt gegen ein stilles Leben an den reizenden Ufern des Zürchersees zu vertauschen. Die bey dieser Gelegenheit geschriebene

(*) Je suis d'autant plus sensible, schrieb der König an Sulzer, à votre attention d'avoir travaillé à honorer ceux qui servent si bien la patrie, que vous m'avez prévenu sur ce dessein, que j'aurois executé depuis longtems sans les circonstances presentes, qui ne me permettent pas toujours, de donner, comme je le voudrois, à ceux qui se distinguent, les marques de consideration qu'ils meritent.

bene Briefe des Königs an Sulzer und über Sulzer, hat uns sein würdiger Freünd Hirzel aufgehoben (*).

Bey aller dieser Schweitzerliebe des Königs, fand sich indessen doch etwas, das comisch scheinen könnte, wenn es erlaubt wäre an einem so sehr grossen Manne irgend etwas comisch zu finden. Ein Mann den ich ehre und liebe wie ich Sulzern geehret und geliebet habe, der Herr Oberste von Stamford, nunmehr Oberhofmeister des Erbprinzen von Oranien, hat mir in Potsdam gesagt: daß auch derjenige der kein Schweitzer war, par tous les Diables ein Schweitzer seyn musste, wenn ihn Friedrich dafür hielt. Er wählte aus dieser Ursache für den gegenwärtigen Kronprinzen von Preüssen, einen Herrn Behnisch zum Untergouverneür. Dieser Herr Behnisch erzeigte mir im Jahre 1786 in Potsdam die Ehre mich seiner Gesundheit

(*) Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen. II. Th. S. 81. 82. 83.

sundheit wegen zu befragen. Ich hielt ihn für einen Schweitzer weil ihn der König dafür hielt. Aber da mir seine deútsche Aussprache überaus fein, und lieblich schien, da er also das erzgrobe Organ von Sprache und die barbarische Elocution nicht hatte, die ich und alle Schweitzer ohne Ausnahme, und einige von uns in einem hyperbarbarischen Grade haben: so wusste ich lange nicht, was ich aus diesem Landsmann machen müsse, den doch Friedrich, wie mir Herr von Stamford versichert hat, immer königlich keck, tapfer und unüberwindlich für einen Schweitzer hielt. Aber Herr Behnisch sagte mir endlich selbst, er sey aus Breslau.

Gütig und großmüthig war Friedrich zumal für den König aller damaligen deútschen Gelehrten, den Herrn von Haller. Im Jahre 1749 ließ Friedrich durch den President von Maupertúis an Haller schreiben: „er möchte nach Berlin kommen, „und da bleiben. Titel und Rang könne er haben „so viel er wolle; auch einen sehr grossen Gehalt. „Der

„Der König verlange dafür keine Arbeit, weiter „nichts, als nur seine Gegenwart in Berlin." — Ein grosser Erwerb wäre aber freylich Haller für die Academie der Wissenschaften in Berlin gewesen; und dieß dachte und wollte auch eigentlich Maupertüis. Sodann machte er ihm Hofnung, wenigstens nach Ellers Tod, auf die allgemeine Direction des ganzen Medicinalwesens in der ganzen preüssischen Monarchie, und gab ihm noch grössere und glänzendere Aussichten.

Als Haller diesen Brief von Maupertüis erhielt, wohnte ich bey ihm in seinem Hause in Göttingen. Ganz deütlich und lebhaft erinnere ich mir, welchen Eindruck dieser Brief auf ihn machte, und die Worte zumal, mit denen ihm Maupertüis zu verstehen gab: „der König werde ihn oft rufen „lassen, und ihn mit Voltaire und den übrigen „Herren in seine Abendgesellschaft aufnehmen."

Unglaublich wirkten alle diese Vorschläge und Aussichten auf Haller. Sie huben ihm die Seele

wie

wie ich seitdem kaum eine Seele von der bessern Art gehoben sah. Weg warf der König aller deutschen Gelehrten für eine Weile alle seine Folianten, alle seine Anatomie und alle seine Botanik. Er beschäftigte sich mit nichts als schöner Litteratur, und hatte den ganzen Tag hindurch die witzigsten Einfälle. Aber bisweilen fielen ihm dann doch auch die unchristlichen Abendstunden und Abendfeste zu Potsdam und Sanssouci aufs Herz. Er erzählte mir, wie man damals hiervon und von dem ganzen Privatleben des Königs in Berlin sprach: und damals sprach man in Berlin völlig, pünktlich und buchstäblich so, wie Voltaire seitdem in seiner lügenhaften Vie privée de Fréderic. Seine Uebermacht über Voltaire in den wissenschaftlichen Fächern der schönen Litteratur, und seine eigenen mehr umfassenden Geisteskräfte schien Haller zwar wohl zu fühlen. Er hatte viel weiter umher und tiefer, nach allen Quellen menschlicher Wissenschaft gegraben. Er war mit der Geschichte aller

aller Zeiten, aller Völker, aller Menschen und aller Dinge besser bekannt. Ueber Geschichte und Philosophie der Geschichte war es mir immer eben so angenehm Hallern zu hören als Voltaire zu lesen. Sein grosser und feinfühlender Geist wusste eben so gut das Unnütze wegzuwerfen, und das Treffende hinzustellen. Haller hatte im Umgange nicht die Impudenz des Witzes, wie Voltaire; aber sein Kopf war eben so schnell, und er wusste die Dinge eben so gut zu sagen. Ein Christ war er gleichwohl, jedoch damals noch kein so fürchterlicher und hyperorthodoxer Christ wie in der Folge, und darum sagte er mir: „denken sie sich einen „Christ, denken sie sich einen Menschen, der an „die Religion Jesu glaubt und sie von ganzem Her„zen bekennet, nach Potsdam, zwischen den Kö„nig, Voltaire, Maupertüis, und d'Argens!"

Ein schöner Zug von Haller war dieß. Aber nun schrieb er an Maupertüis die Bedinge unter welchen er entschlossen sey, nach Berlin zu kommen.

Alle

Alle diese Bedinge genehmigte der König. Es schien die ganze Sache habe ihr völliges Ende erreicht, und sey zu völliger Richtigkeit gekommen: als Haller, höchst unerwartet, an Maupertüis meldete: „er könne nicht nach Berlin kommen, „denn es sey nicht schicklich, daß er seine ältern „Verbindungen mit Hannover aufhebe.“

Zu klug war Haller um an Maupertüis seine indessen in Hannover angefangene und nun schon vollendete Unterhandlung nicht zu verschweigen. Natürlicherweise berichtete er dieß alles gleich auf der Stelle an Göttingens Schöpfer und Erhalter, den Minister Freyherrn von Münchhausen. So schnell als Voltaire sprach, so schnell war Münchhausen in Entschlüssen und Handlungen. Er bewog Hallern in Göttingen zu bleiben; er versprach ihm dort die Errichtung einer königlichen Societät der Wissenschaften, die Presidentenstelle bey dieser Societät, und einen Adelsbrief von dem Kaiser.

Maupertüis gerieth über Hallers Verfahren in Wuth; und in seinem Herzen entstand, wie ich durch Sulzer weiß, eine nachher nie wieder abgelegte Feindschaft gegen Haller. Auch der König ward aufgebracht. Aber der König vergab leicht, wo er vergeben konnte: denn am Anfang des Jahres 1756 ließ er Hallern durch Sulzer die Stelle eines Canzlers der Universität Halle anbieten, und dabey einen Gehalt von dreytausend Thaler; wozu aber Haller in der Folge noch sehr vieles verlangte.

Diese Geschichte von 1749 erzählte Haller im Jahre 1771 im dritten Buche seines Usongs; also freylich in einem Roman, und in sofern hatte er dabey freye Hand. Zongtu, (nemlich Friedrich, der König in Preüssen) sagt er, habe keinen Unterschied des Guten und des Bösen geglaubt; und da Oel Fu (nemlich Haller) ihm nicht habe verbergen wollen, daß er ein Gottesverehrer sey und die Tugend dem Laster vorziehe, sey er nicht nur um seine Stelle bey dem Zongtu gekommen, sondern Zongtu

habe

habe sich noch so weit gegen ihn erniedrigt, daß Er in harten Ausdrücken gegen ihn schrieb; aber seine Schriften habe er nie gelesen.

Dichtung war dieß alles. Aber weil ich Friedrichs Herz und Denkart besser kennen kann als der Herr von Haller beydes kennen konnte: so schmerzet mich diese Stelle im Usong, die doch offenbar auf Friedrich den Grossen deüten soll! Auch nur darum konnte ich dem sonst gegen meinen grossen Lehrer und verehrten Anverwandten unfreündlich scheinenden Triebe nicht widerstehen: Friedrich den Grossen hier gegen den König unter den damaligen deütschen Gelehrten zu vertheidigen; zumal da der eine König den andern zuerst beleidigt hatte, und da der König in Preüssen gegen den König in Göttingen eigentlich doch weiter nichts als eine Pistole abschoß.

---

8. Cap.

Ueber Friedrichs vorgeblichen Aberglauben, und über seine wirklichen Versuche in der Alchymie.

Ein scharfsinniger Beobachter und geliebter Gesellschafter Friedrichs, hat mir in Potsdam gesagt: Friedrich der Grosse sey wohl hie und da, ein wenig aberglaubisch gewesen! — Dieß frappirte mich nicht. Aber für eine Verlaumdung hielt ich es doch, als ich irgendwo las: „Friedrich „der Grosse habe an die weisse Frau geglaubt!“

Etwa drey oder vier Jahre vor des Königs Tode, kam die veraltete Mähre von der weissen Frau in Berlin wieder in Gang, und eine grosse Menge von Damen und Herren des Hofes nickten ihr Beyfall. Alle berlinischen Hofkammerjungfern schwuren: sie sehen am hellen Mittage, grade

gegen

gegen den Zimmern der Königinn über, eine weisse Frau am Fenster! — Allmählig sah auch die Königinn und der ganze Hof die weisse Frau. Man sandte zum Castellan, damit er die unbewohnten Zimmer hinter dem Rittersaale aufschliesse. Dieß war der Weg zur weissen Frau; aber als der Castellan in das Zimmer kam, wo die weisse Frau sich am Fenster gezeiget hatte, war die weisse Frau nicht mehr zu Hause.

Höchst glaubhaft fanden es indessen viele Leute, und besonders ein sehr geistreicher Prinz: daß man am hellen Mittage nichts anderes sehen könne als was ist. — Und was dann endlich die Sache noch ganz zu erweisen schien, war ein zweyhundertjähriger Holzschnitt, den man nach Hofe brachte, und der die weisse Frau so leibhaft vorstellte, als sie am hellen Mittage in den unbewohnten Zimmern am Fenster stand.

Friedrich lachte erschrecklich, wie sich das von selbst versteht, über alle Menschen, die an die

weisse Frau glaubten. Er sagte: „dieses Gauckel-
„spiel ward unter der Regierung meines Vaters
„zweymal entdecket, und bestrafet; ein Küchen-
„junge ward im Kleide der weissen Frau gegeiselt,
„und einen Soldat setzte man auf den hölzernen
„Esel im Kleide der weissen Frau!“ Beständig
lenkte der König, um diese Zeit, an seiner Tafel
die Unterredung auf diese Thorheit; besonders
wenn jemand an der Tafel saß, den Er im Ver-
dacht hatte, er glaube an die weisse Frau. Den
Fürst von Sacken, der gar nicht zum Regiment
der weissen Frau gehörte, fragte einst der König
plözlich: „Hat man in Dresden auch ein solches
„prophetisches Gespenst?“ — Ja, sagte der Fürst.
Der König fragte nun weiter: „wie ist es denn be-
„schaffen; ist das sächsische Gespenst auch eine weisse
„Frau?“ (*) — Der Fürst war bestürzt, und
fürchtete es würde dem Könige mißfallen, wenn er
die Wahrheit sagte. Also färbte er, als ein feiner
Hof-

(*) Quoi, auſſi une femme blanche?

Hofmann, auf der Stelle das Gespenst grün, und sagte: „nein, Sire, es ist eine grüne Frau (*),“ vermuthlich weil ihm das grüne Gewölbe in Dresden dabey einfiel. Kaum kann man sich das laute Gelächter vorstellen, das hierauf an der Tafel des Königs entstand; aber deswegen hörte Friedrich nicht auf die Anhänger der weissen Frau, wie es sich gebührte, mit seinen Sarcasmen zu verfolgen.

Auch der Herr Abt Denina scheint Friedrich den Grossen für ein klein wenig aberglaübisch zu halten, indem er sagt: „Mir ist wenigstens nicht „bekannt, daß Friedrich die Schwachheit hatte an „Sterndeüterey zu glauben, wie so viele andere „grosse Fürsten. Er verlachte so ziemlich alle Vor„hersagungen. Indessen schien er doch neügierig, „ein gewisses Prophetenbuch zu sehen, im Ge„schmacke der Bücher des Nostradamus, wovon

(*) Non, Sire, c'est une femme verte.

„man sagte, es sey in dem alten Kloster Lenin ge-
„funden (*)?“

Ueberhaupt hat Herr Denina hier nicht ganz unrecht. Aber die Weissagung aus dem Kloster Lenin (Vaticinium Leninense) hat ganz und gar keine Aehnlichkeit mit den Prophezeyungen des Nostradamus; sie ist auch kein Buch, sondern ein einzeles Blatt, das man wollte bey Friedrich Wilhelms des Ersten Zeiten, unter einem Stein des Klosters Lenin gefunden haben. Es ist im alten Mönchslatein geschrieben, verschiedentlich gedruckt, und eine blosse Betrugerey, oder vielmehr, wie die weisse Frau, ein blosser Spaaß. Vor mehr als zwanzig Jahren entdeckte sich in Berlin dieser Spaaß. Die Bücher eines verstorbenen Professors am Joachimsthalischen Gymnasium wurden in einer öffentlichen Auction verkauft. Im Auctionscatalogus stand die wahre Urkunde dieser Weissa-
gung,

(*) Essai sur la vie et le règne de Fréderic II. pag. 450.

gung, unter der Rubrik: **Concept des** Vaticinii Leninensis! — So kam also an den Tag, daß der Urheber dieses Spaasses sich dieser Erfindung bedienet hatte, um vermuthlich die Landesregierung jener Zeit von neüen Einrichtungen abzuschrecken, die dem Volke mißfielen. Es mag seyn daß Friedrich diese thörichte Weissagung, wovon wenigstens unter dem Pöbel sehr viel gesprochen ward, etwa einmal zu sehen verlangte: denn solche Dinge waren ihm, wie man sehen wird, doch nicht ganz gleichgültig.

Ein ehmaliger Gesellschafter Friedrichs, der scharfsinnige Herr Canonicus von Pauw in Xanten, sagte noch in diesem Jahre 1789 mündlich: „Friedrich der Grosse habe seines starken Geistes ungeachtet, den Versuchungen zur Alchymie und zur „thörichten Erforschung der Zukunft nicht widerstehen können. Auf jene habe er mehrere Jahre „lang, jährlich zehntausend Thaler gewandt. Um „die Länge seines Lebens, oder den Ausgang wich-

„tiger

„tiger Angelegenheiten zu erforschen, habe er nicht „leicht, einen Astrologen oder Propheten in seinem „Lande unbefragt gelassen, wiewohl man nicht sagen „könne, er habe den Propheten geglaubt. Aber „der Hang zu solchen Dingen scheine doch in dem „brandenburgischen Hause erblich.“

Ein solches Urtheil über Friedrich von einem so grossen Beobachter und Denker wie Herr von Pauw ist, verdienet eine genaue Untersuchung. Männer von Ansehen aus Berlin, denen dieses Urtheil des Herrn von Pauw mitgetheilet ward, erwiederten: „daß sie nie dergleichen gehöret hätten, „und daß sie es nothwendig müssten erfahren haben, „wenn es wahr wäre.“ — Aber woher haben die gelehrten Herren in Berlin das Recht zu glauben: manche Dinge von Wichtigkeit die Friedrich den Grossen betreffen, seyen deswegen nicht wahr, weil sie nichts davon wissen?

Friedrich der Grosse hat dem Herrn Minister von der Horst gesagt: „Alles was die Menschen „aller

„aller Zeiten von der Astrologie und der Weissagungs-
„kunst haben glauben wollen, ist beynahe eben so
„ungereimt, als alle Religionssysteme der ganzen
„Welt. Seit uralten Zeiten verband man diese
„beyden Arten von Unsinn; immer glaubte die
„Imagination bis zur tiefsten Ueberzeügung was
„der gesunde Menschenverstand verwärf. Aber
„da ich auch überzeüget bin, daß man auf ganz
„vernunftwidrigen Wegen oft Wahrheiten entdecket,
„und daß die scheinbarsten Vernunftschlüsse gar oft
„zu grundfalschen Begriffen leiten: so machte ich
„alle mir mögliche Untersuchungen über diese zwey
„grossen Gegenstände unsers Wahnsinns und unsers
„Glaubens. Alle die sich für Astrologen ausgaben,
„sogar alle Dorfpropheten (Dévins de village) ließ
„ich um Rath fragen: denn über solche Dinge er-
„fährt man nichts weder von Cathedern noch Can-
„zeln! — Der Erfolg hiervon war, daß ich
„überall nichts fand, als Altweibermährchen, und
„Unsinn! Francheville verstand in meinen Staaten
„am

„am besten die Ausrechnungen der Cabalistik; und „er hat mir versichert, daß er nicht daran glaube. „Ein altes Buch, das viel dummes Zeüg dieser „Art mit Gelehrsamkeit vorträgt, sind die Briefe „des Grafen von Gabalis; wenigstens hat mich „dieses Buch belustigt.“

Dieß sind die eigentlichen Worte des Königs, die sich der Herr Minister von der Herst ganz deütlich erinnert. Man wird aus diesen Worten lernen, wenn man sie mit der Nachricht des Herrn von Pauw vergleicht, wie sorgfältig man doch alles prüfen muß was man auch nach der höchsten Wahrscheinlichkeit geneigt seyn kann für Geschichte zu halten. Nicht der Glauben an solche Dinge, sondern der Hang zur Untersuchung solcher Dinge, ist vielleicht in dem brandenburgischen Hause erblich: denn geprüft hat also doch Friedrich der Grosse die eitele Kunst der Astrologen und der Dorfpropheten; aber er hat, wie auch Herr von Pauw sorgfältig hinzusetzte, nicht daran geglaubt.

Eben

Eben so verhält es sich mit Friedrichs vorgeblichem Hang zur Alchymie. Sehr oft sprach er von Alchymie in Gegenwart des Herrn Ministers von der Horst. Der König verheelte gar nicht: „Er habe Geld an Alchymisten gegeben damit sie „Versuche anstellen; und Er selbst habe die Erfolge „dieser Versuche auf das genaueste beobachtet.“

Herr von der Horst hat ganz genau folgende Worte aus dem Munde des Königs gehöret: „Goldmacherey ist eine Art von Krankheit; sie „scheint oft durch die Vernunft eine Zeitlang ge„heilet, aber dann kommt sie unvermuthet wie„der, und wird wirklich epidemisch. Bey Fre„dersdorf hatten sich hier in Potsdam Alchymi„sten gemeldet; dieser glaubte fest daran, und ließ „sich mit ihnen ein. Bald verbreitete sich das „Gerücht dieser Unternehmung über die ganze „Garnison, und es war kein Fändrich in Potsdam „der nicht hoffte durch Alchymie seine Schulden zu „bezahlen. Windige und betrügerische Adepten

„schlichen

„schlichen sonach von allen Ecken und unter allerley
„Gestalt nach Potsdam. Aus Sachsen kam eine
„Frau von Pfuel mit zwey sehr schönen Töchtern;
„diese trieben das Handwerk kunstmässig, und junge
„Leute zumal hielten sie für grosse Prophetinnen.
„Ich wollte dem Ding mit Gewalt steuren, aber
„es gelang mir nicht. Man erbot sich, in meiner
„Gegenwart alle nur erdenkliche Proben zu machen,
„und mich durch den Augenschein zu überzeugen.
„Dieß hielt ich für das beste Mittel die Thorheit
„aufzudecken; und also ließ ich diese Alchymistinnen
„unter genauer Aufsicht arbeiten. Gold in die Tie-
„gel zu werfen, und anderer grober Betrug, konnte
„nicht gelingen; aber dennoch machte die Frau von
„Pfuel die Sache so wahrscheinlich, daß ich alle
„Versuche erlauben musste; und daß es mir am
„Ende weit über die zehntausend Thaler kostete, die
„ich dazu bestimmt hatte. — Eine Narrheit bleibt
„es immer an die Verwandlung der Metalle zu
„glauben; aber dieß ist sicher: daß sich die Metalle

„in

„in ganz andere Gestalten bringen lassen, unter de-
„nen man sie nicht suchen sollte. Man macht aus
„Gold kleine rothe Körner, die beynahe aussehen
„wie Rubine, und gar nichts metallähnliches zu
„haben scheinen. Wer mir mein Geld wiedergiebt,
„den lehre ich diese Kunst. — Nur muß ich das
„dabey gestehen, daß man dadurch nicht reicher
„wird, denn um funfzig Ducaten in solche rothe
„Körner zu verwandeln, verlieret man ungefähr
„sechs Ducaten."

Diese Worte, die der König in Gegenwart des Herrn Ministers von der Horst und des Herrn Marquis von Lucchesini ausgesprochen hat, beweisen daß Friedrich der Grosse eine beträchtliche Summe Geldes zu alchymistischen Versuchen hergab, aber nicht daß Er an Alchymie glaubte.



9. Cap.

Ueber Friedrichs politischen Charakter.

Friedrichs erstaunende Geistesgrösse lag gar nicht in der allmähligen Entwickelung eines grossen Charakters, sondern darinn, daß er auf einmal und mit einem Sprunge da stand, wie er war und wie er werden sollte, in seiner vollen Reiffe und Kraft.

Grundsätze, die er einmal angenommen hatte, befolgte er sein ganzes Leben hindurch, mit unerschütterlicher Festigkeit. Sein erster politischer Blick traff und entschied. Was er in allen Dingen einmal für wahr hielt, das hielt er sein ganzes Lebenlang für wahr. Den ganzen Plan seines Verhaltens in Staatssachen, seine einmal über politische Dinge angenommenen Meinungen und Grund-

Grundsätze, hat er auch in seinem Alter nie verlassen, er hat nie dagegen gehandelt.

Als Kronprinz schrieb er einen Aufsatz über die damalige Lage von Europa, der im sechsten Theile seiner nachgelassenen Werke steht. Er sah damals schon was eine Vereinigung der grösten Kräfte in Europa thun und wirken könnte. Er sah daß sie groß genug wäre, um die übrige Welt unter sich zu theilen. Er sah kein Mittel dagegen, als in der Coalition aller übrigen Mächte und Staaten. Dieß dachte und schrieb Friedrich als Kronprinz; und unabläßig hat er als König auf diesen einmal angenommenen Grundsatz gebaut.

Nach dem Tode Kaiser Carls des Sechsten mußte er, diesem Grundsatze zufolge, seine Staaten gleich so vergrössern, damit auch er, einst eine Stimme unter den grössern Mächten von Europa habe. Frankreich glaubte damals, der Zeitpunkt sey vorhanden, in welchem es die furchtbare österreichische Macht unter drey Competenten werde

für diesen Fürsten; und als sein Schwiegervater hielt er sich seiner völlig versichert. Der Landgraf besuchte den König in Herrnhausen, und war geschickt genug die geheimsten Artikel des Traktats von Worms von ihm herauszulocken. Sobald er das Geheimniß besaß, eilte er dasselbe an Friedrich zu entdecken; und diese wichtige Entdeckung beschleünigte Friedrichs Einbruch in Böhmen.

Friedrichs und Frankreichs Erniedrigung, waren der Zweck des Traktats von Worms. Hätte er also nunmehr an Oesterreich das völlige Uebergewicht gelassen, so hätte ihn auch nichts mehr gerettet. Also verweilte er keinen Augenblick. Er ergriff die Waffen, dem Scheine nach, für das Oberhaupt des Reichs; und in der That, zu seiner eigenen Erhaltung. Frankreich war aüsserst bedrängt, die Oesterreicher standen im Elsaß, und Friedrich rettete Frankreich. Aber treülos handelte Frankreich gegen Friedrich, da es, der heiligsten Versprechungen ungeachtet, die ganze österreichische

Macht

Macht nach Böhmen ziehen ließ, ohne ihr zu folgen. Der Cardinal von Fleüry handelte hierbey so priesterhaft und kindisch, daß er die ganze Hauptsache in eine Gefahr setzte die groß blieb bis zu der Schlacht bey Fontenoi: weil er glaubte, Frankreich könne in einem so critischen Zeitpunkt nichts grösseres thun, als Freyburg im Breisgau erobern! Fleüry folgte aber eigentlich den Grundsätzen des Cardinals von Mazarin: diese beyden Cardinäle glaubten, wie seitdem der berühmte Minister von Vergennes, die wahre Politik bestehe in Hintergehung und Betrug.

Die ganze Last des österreichischen Angriffes in Böhmen musste also Friedrich aushalten. Seine Plane waren nach der Voraussetzung eingerichtet, die Franzosen werden den Prinz Carl nach Böhmen begleiten; man weiß was geschah. Noch im folgenden Jahre war Friedrich, auch nach seinen grossen Siegen bey Friedberg und bey Soor, doch in Gefahr die österreichische Armee in seinem Lande

zu sehen, und vielleicht gar vor Berlin. Er widersetzte sich diesem Ungewitter mit Nachdruck und Eile, schlug selbst einen Theil seiner Feinde durch den Ueberfall bey Großhennersdorf; und ließ den andern, durch einen guten Gehülfen, bey Kesselsdorf schlagen. Nun war Friedrich im Stande einen Frieden zu schliessen, bey dem er nichts verlohr.

Sollte sich also wohl in Friedrichs politischem Charakter, besonders bey den zwey ersten Schlesischen Kriegen, eine gewisse Schüchternheit gefunden haben? — Scharfsinnige Staatsmänner habe ich sagen gehöret: Er nimmt im ersten Kriege und Frieden so viel als nothwendig war, um sich Oesterreich zum ewig unversöhnlichen Feinde zu machen, aber nicht so viel, als er haben musste um das Eroberte sicher zu behaupten. Ziemlich klar ist, daß er wohl im Breslauer Frieden nicht mehr erhalten konnte; aber zur Schliessung des Dresdner Friedens scheint der Grund nicht stark genug. Musste er nicht auch Böhmen, oder

wenig-

wenigstens einen grossen Theil desselben haben, um einen Frieden zu machen wie er ihn bedurfte? —

Weder Freünde noch Feinde hätten gelitten, daß Friedrich bey dem Dresdner Frieden, das Haus Oesterreich ganz ausser Stand setze an die Wiedereroberung Schlesiens zu gedenken. Gewiß nicht von der Art war die Uebermacht des Königs bey dem Dresdner Frieden, daß er diesen Versuch nur mit der Wahrscheinlichkeit eines guten Erfolges hätte wagen dürfen. Die russische Armee war zum Ausmarsche gegen ihn fertig. Wären die Russen in Preüssen eingerücket, so hätten sie da, nichts vor sich gefunden, als eine offene wehrlose Provinz. Von den beyden Treffen bey Großhennersdorf und Kesselsdorf, hatte die österreichische Armee wenig gelitten; der grosse Verlust bey beyden Treffen fiel auf die Sachsen. Vor Friedrich konnten also noch die Oesterreicher stehen, und ihn zwingen sie aus den Augen nicht zu verlieren: indeß da Russen, Cosaken und Calmucken, freye Hände

gehabt hätten in Friedrichs Ländern. An Frankreich konnte Er sich nicht mehr lehnen, nach solcher Ihm bewiesenen Treulosigkeit; ihn hätte Frankreich zerstücken lassen, und indessen ruhig seine Eroberungen in den Niederlanden fortgesetzet. Friedrich machte also den Dresdner Frieden so gut wie er gemacht werden konnte; und hätte er, wie Carl der Zwölfte, alles gewagt und alles aufs Spiel gesetzet, so hätte er nicht gehandelt wie ein politisch kluger König, sondern wie ein irrender Ritter.

Schüchtern war Friedrich in seinem Leben nie, also auch nicht in den zwey ersten Schlesischen Kriegen. Seine physische Beschaffenheit gab auch bey seinem feingebauten Körper keiner Schüchternheit Raum; entschlossen und mächtig zertritt ein solcher Geist jede Regung von Schwäche. Selbst der Vorwurf von Feigheit, den ihm sein Verhalten bey Molwitz zuzog, ist höchst ungegründet. Friedrichs damaliges Verhalten war durch einen Zusammenfluß von Umständen so unvermeidlich, daß

auch

auch Achilles und Alexander, in solcher Lage, nicht anders hätten handeln können als Friedrich. An der Spitze der ganzen österreichischen Cavallerie warf der General Römer ein preüssisches Regiment, das die ganze Cavallerie des Flügels ausmachte, wobey der König stand. Friedrich sah den Augenblick, da er niedergehauen oder gefangen werden musste. Er ritt also zurück. Aber so weit riß ihn freylich der Schwarm der Fliehenden weg, daß er nur erst in der Nacht, und nach völlig gewonnener Schlacht seine Armee wieder fand. Er ritt auch weg von Collin, im gestreckten Gallop, indeß seine Officiere unter sich auf dem Schlachtfelde sagten, hier ist unser Pultawa! Aber hätte denn Friedrich die Gefahr nicht vermeiden sollen seinen Feinden in die Hände zu fallen; und hatte er nicht Ursache dieß mehr zu fürchten als den Tod? — In allen Schlachten des siebenjährigen Krieges hat Friedrich sich allen Gefahren wie ein Major ausgesetzet; und in tausend andern Vorfällen hat er

gezeiget, daß nicht etwa nur eine durch die Stärke seiner Seele überwundene Naturschwäche ihn überall so muthig machte, so entschlossen und so kühn. Ein Biedermann war zwar der Spanier der gesagt hat, an diesem oder jenem Tage war ich brav; aber bey Friedrich war dieß nie der Fall im Kriege.

Oft hielt man ihn für politisch schüchtern, wenn er, was ihm doch bey seiner Uebermacht und seinem Uebergewichte so leicht war, in seinen politischen Unterhandlungen nicht grade durchfuhr. Aber dieß geschah aus einem äusserst klugen und billigen Grundsatze, wodurch Friedrichs Politik sich so ganz von der Denkart so vieler anderer Politiker unterscheidet. „Ich mische mich niemals, sagte er oft, „in die innere Verfassung und Haushaltung an-„derer Staaten, als wenn meine eigene und größte „Gefahr dieß nothwendig erfodert.“

Also kann man auch nicht sagen daß Friedrich erst durch die guten Erfolge seiner Unternehmungen recht kühn geworden sey, wie viele oder gar alle

grosse

grosse Männer, zumal auch Luther. Friedrich war politisch kühn, gleich nach seinem Regierungsantritt; im Alter ward er vorsichtig, und zurückhaltend bey Unternehmungen die zu Weitläufigkeiten führen konnten. Seinen kühnsten politischen Streich wagte er bald nach seiner Thronbesteigung, als er wegen der Herrschaft Herstall dem Bischof von Lüttich dreytausend Mann ins Land schickte. In der äussersten Entkräftung befand sich freylich damals der kaiserliche Hof; aber mit etwas mehr Besonnenheit, hätte das Ministerium in Wien doch wenigstens den jungen König eines Landesfriedensbruches angeklagt, und ihm dadurch den Haß aller minder mächtigen Reichsstände zugezogen. Und hätte sich dann noch vollends Frankreich, das in beständiger Verbindung und Allianz mit dem Bischthum Lüttich steht, damals mit Holland gegen Friedrich verbunden, so gewonn vielleicht Friedrichs Feldzug gegen einen Bischof doch vielleicht ein verdrießliches Ende.

Einen kühnen und kühnfassenden Blick hatte Friedrich gleich bey jedem ihm vorgelegten neüen und grossen Projekt. Aber deswegen untersuchte er diesen Projekt nicht weniger aüsserst genau. Die Wahrscheinlichkeit oder Richtigkeit des Vorschlages entschied gleich im allerersten Moment sein durchdringendes Auge; und ein solches Auge fand sich nirgends, wie mir hundertmal von einem seiner vieljährigen Minister gesagt und wieder gesagt ist, bey keinem Menschen aus diesem Zeitalter in dieser Stärke. Aber auch auf diesen Blick verließ sich Friedrich nicht ganz. Er rechnete, untersuchte, foderte Bericht; und sodann baute er dennoch, zumal in Finanzsachen, niemals auf die Sicherheit des Ausganges, sondern hielt alles für eine Probe.

Wesentlich verschieden von den meisten andern Staatsmännern in Eúropa war Friedrich, in allen seinen Unterhandlungen. Dieß gestehet mit der edelmüthigsten Aufrichtigkeit der Graf von Güibert in folgender Stelle seiner Lobschrift auf Friedrich.

„Frie-

„Friedrich, heisst es da, sagte schrieb und that „alles mit einer Klarheit, Würde und Bestimmt„heit, wovon man bey unsern auswärtigen Ge„schäften nichts weiß; denn dort setzt man fast im„mer seine ganze Kunst darinn, nicht grade zum „Ziele zu gehen, sondern den Sinn in Redensar„ten zu ersaüfen, sich in Dunkelheiten zu hüllen, „um sich Ausflüchte offen zu lassen, anstatt sich der „nackten Wahrheit zu bedienen, die doch so viel „seltener, und wenigstens mit mehr Würde in „Verlegenheit geräth, als Lügen und Hinterlist. „In allen seinen eigenen Depeschen, in allen un„mittelbaren Unterhandlungen, denen sein Name „beygefügt ist, zeigt Friedrich sich jederzeit fest und „wahr (*).“

Zum Beweise dessen was dieser großmüthige Franzose sagt, darf man nur Friedrichs Ausdrücke und

(*) Eloge du Roi de Prusse, par Mr. le Comte *de Guibert*, vortreflich übersetzt von Zöllner. S. 71. 72. 73.

und Friedrichs Schreibart bey politischen Unterhandlungen, mit den Ausdrücken und der Schreibart einiger anderer grosser Höfe vergleichen. Äusserst beflissen war Friedrich, klar und nie dunkel zu seyn; und kein Mensch wird ihn einer Unwahrheit überführen können. Völlig musste man von seinem aufrichtigen Betragen überzeüget werden, da er sehr oft seine Correspondenz mit einem Hofe mit dem er in Unterhandlung stand, ganz offenherzig einem dritten Hofe mittheilte. Was er bey dem kaiserlichen Versuche um Bayern durch einen Tausch zu erlangen, an den kaiserlichen Hof nach Wien geschrieben und von diesem Hofe zur Antwort erhalten hatte, schickte er nach Versailles.

Treü und Glauben hielt er immer, und nie hat er ein gegebenes Wort gebrochen. Eine offenbare Lüge steht in einer bey seinem Leben über ihn geschriebenen und gedruckten und lange unter dem Mantel verkauften Schrift, daß er, der bey dem Hubertsburger Frieden an Sachsen versprochen,

drey-

dreytausend fünfhundert gefangene Soldaten auszuliefern, immer den Gesandten durch seine Minister antworten ließ: „der König wird verdrießlich, „wenn man ihm hiervon spricht; oder der König „ist sehr verwundert, daß der sächsische Hof etwas „suchet, wobey die eben von neüem wieder errich„tete Freündschaft leicht erkalten könnte (*).“ Es ist wahr daß man nach dem Hubertsburger Frieden, wegen zurückgehaltener Kriegsgefangenen von allen Seiten klagte, und sich von allen Seiten Vorwürfe machte. Oesterreich verfuhr zumal in Absicht auf die preüssischen Kriegsgefangenen nicht sehr billig, und brach allemal das Auswechselungsgeschäft wieder ab. Aber jener Vorgang zwischen den sächsischen Gesandten und den preüssischen Ministern ist erdichtet.

Aus Friedrichs nachgelassenen Werken kann man freylich erweisen, daß Er, der Allirte Rußlands, bey den grossen und schnellen Siegen dieser

so

(*) Fréderic le grand. pag. 26.

so gewaltig und glücklich gegen die Türken so wie überall und in allem emporstrebenden Nation, eben so unruhig ward als die übrigen grossen Höfe von Eüropa. Er näherte sich sogar dem Wiener Hofe, der damals grosse Lust bezeügte sich mit den Türken gegen Rußland zu vereinigen. Friedrich befürchtete, seine Freündinn die grosse Kaiserinn möchte ihm einst eben solche Gesetze vorschreiben wollen wie den Polen; und der Wiener Hof wollte durchaus nicht zugeben, daß die Russen sich der Moldau und der Wallachey bemeistern. Aus dieser verwickelten Lage zog sich indessen Friedrich mit einem Scharfsinn, einer Behutsamkeit, einer Milde und einer Weisheit, wobey seine politischen Fähigkeiten, und sein ganzer politischer Charakter, in vollem Lichte erscheinen. Friedrich blieb der grossen Catharina getreü. Er vergaß nicht, daß Sie ihm einst sein Königreich Preüssen wiedergab, und daß Sie alleine doch am Ende Ihn gerettet hat im siebenjährigen Kriege. Aber die darauf erfolgte Theilung von

Polen

Polen zeiget, daß er dabey eben so wenig seinen eigenen Nutzen vergaß. Wer Friedrichs politischen Charakter ganz kennen will, darf weiter nichts als nur die Geschichte seiner Unterhandlung wegen der Theilung von Polen lesen; und wehe dem, der da nicht sieht, daß Friedrich in der Kunst bey einer grossen Staatsunterhandlung sich geduldig und schlank, sanft und stark, fein und meisterhaft zu benehmen, ganz eben so groß war als im Kriege.

Zu viel wäre es indessen auch gesagt, wenn man vorgeben wollte: es habe seit dem siebenjährigen Kriege in Europa niemand gewagt, einen Plan zu machen, ohne Friedrich zu Rathe zu ziehen, oder zu fürchten. Gewiß hat man seit dem siebenjährigen Kriege Plane gemacht, wobey Er nicht zu Rathe gezogen ward: denn sonst hätte man gegen ihn selbst keine Plane machen müssen. Offenbar war aber dieß der Fall, bey der Besitznehmung von Bayern, und bey dem Projekt dieses Land gegen die Niederlande zu vertauschen; auch

bey dem Plane des Herrn von Vergennes, durch List und erregte Zwietracht, die sieben vereinigten Provinzen der Krone Frankreich zu unterwerfen.

Friedrich ward auch wohl nicht bey dem grossen politischen Projekt zu Rathe gezogen, der im Jahre 1780 zu Stande gekommen seyn soll, und dem zufolge Menschenfreunde wünschen durften und hoffen konnten, Rußlands Fahnen auf die Mauren von Constantinopel gepflanzet, und die milden und weisen Gesetze von Catharina der Grossen in jener schönen Weltgegend verehret und geliebet zu sehen: wo seit dem Umsturz des griechischen Kaiserthums der Despotismus sich niemals satt an Menschenblute säuft, wo wilde Barbarey alle Rechte der Natur zertritt, und alle Wissenschaften und Künste verbannet. Groß und erhaben war dieser Projekt; so wenig er auch Friedrich dem Grossen gefallen konnte, und so furchtbar er für die handlungtreibenden Nationen seyn mag. Achthundert tausend Menschen sind anjetzt dieses Projektes wegen im

Kampfe;

Kampfe; und indem ein wildes, unmenschliches und rohes Volk, das zwischen sich und jedem Christen ohne Ausnahme einen eben so grossen Unterschied macht als ein Edelmann zwischen sich und einem leibeignen Bauer, von seinem Propheten Muhammed sich Fluch Tod und Untergang für die ganze Christenheit erbittet, wünschet ein grosser Theil der Christenheit der Fahne Muhammeds den Sieg.



10. Cap.

Ueber sein Verhalten gegen die Abgesandten auswärtiger Mächte an Ihn, und gegen seine Abgesandte an sie. Ueber seine Blicke auf auswärtige Dinge, Verhandlungen und Begebenheiten.

Bey den eigentlichen Privataudienzen fremder Gesandten war niemand zugegen, als der Minister vom Departement der auswärtigen Sachen. Nie hat man aber gehöret daß der König fremden Gesandten Antworten ertheilet habe, die ihnen persönlich hätten unangenehm seyn können. Gesandten übelgesinnter Höfe sagte Friedrich freylich niemals Schmeicheleyen, aber wohl offenherzige Wahrheiten.

Bey öffentlichen Audienzen an den Courtagen in Berlin, kam der König auf eine halbe Stunde

aus

aus seinem Zimmer, unterredete sich etwa mit drey oder vier Gesandten, und dieß mehrentheils von den allergleichgültigsten Dingen, wenn er sie nicht etwa fragte, wie sich ihre Herren befinden?

Kein Mensch in der Welt verstand wohl besser als Friedrich, wenn er wollte, irgend einem Menschen etwas ihm ganz besonders angenehmes zu sagen. Der österreichische Gesandte Graf Rewitzky war ein besonders kluger und sehr gelehrter Mann, den der König hochschätzte. Er verstand die morgenländischen Sprachen vorzüglich gut, und dieß war bekannt. Der König fragte ihn einst bey einer öffentlichen Audienz: „aus welcher Sprache „ist das Wort Aga abgeleitet; mir ist dieß unbe„kannt, und kein Gelehrter gab mir jemals hier„über Nachricht?“ Rewitzky erwiederte, das Wort Aga stamme aus der armenischen Sprache, und heisse in derselben so viel als ein Herr oder Vorsteher; von den Armeniern haben die Sarazenen und Türken dieses Wort genommen, es sey

mit jenen nach Spanien übergegangen, dort auf das weibliche Geschlecht angewendet, und daher komme das liebliche spanische Wort Aya. — Der König dankte, im Angesichte seines ganzen Hofes, dem Herrn von Rewitzky für diese Erklärung, als wäre sie für ihn eine Entdeckung von der höchsten Wichtigkeit.

Der Kaiser begegnete einige Zeit nachher dem preüssischen Gesandten in Wien, Baron von Riedesel, mit ausgezeichneter Unfreündlichkeit und Verachtung, denn er sprach an den Courtagen mit allen übrigen Gesandten wie gewöhnlich, und nie mit Riedesel. Dieß vergalt Friedrich gleich dem Grafen von Rewitzky. Er redete mit ihm kein Wort, ob er gleich mit den russischen, französischen, sächsischen und andern Gesandten, die neben Rewitzky standen, sich eine Weile unterhielt.

Nach dem Absterben des Barons von Riedesel ernannte der König den Graf Podewils zu seinem Gesandten in Wien. Podewils war in

Berlin

Berlin Lieütenant bey den Gendarmen. Der Kaiser begegnete ihm freündlich, machte den Grafen Rewitzky zum Gesandten in London, und schickte an seine Stelle nach Berlin den Generalmajor Fürsten von Reüß: und Friedrich begegnete diesem Fürsten eben so freündlich als der Kaiser dem Herrn Lieütenant von Podewils.

Es gab Fälle, da der König aus Unwillen gegen die Person eines Gesandten, ihn nicht nur nicht anredete, sondern ihn gar nicht ansah. Dieß widerfuhr dem englischen Gesandten Herrn Elliot. Was sich wohl mancher anderer Gesandter auch erlaubt, wenn er kann, erlaubte sich Herr Elliot; er ließ durch den irrländischen Lord Miltown, zwey in Berlin sich befindenden americanischen Emissarien, im Wirthshause, ihre Kuffer erbrechen und ihre Papiere herausnehmen. Unter diesen Papieren waren zwey Briefe von der Hand des Königs. Von der Stunde an, da der König diese Gewaltthätigkeit erfuhr, redete er kein Wort mehr mit

Herr Elliot. Aber als der englische Hof dieses bezeigten Unwillens ungeachtet, Herrn Elliot dennoch in Berlin ließ, gab der König seinen Unwillen deütlicher zu verstehen. Elliot, sagte der König, ist Capitain bey der englischen Landmiliß; also mache ich den Capitain eines Freybataillons zu meinem Gesandten in London.

Graf Lusi, den im vorigen Jahre der Freyherr von Alvensleben von seinem Gesandschaftsposten in London abgelöset hat, war dieser Capitain. In Berlin nannte man ihn den Kammerherrn vom Hofe des Königs Ulysses, denn Lusi ist aus Ithaca gebürtig. Aber Lusi war ein Mann von Verstand, der sich am englischen Hofe sehr gut betrug, und da sehr wohl gefiel. Als der deütsche Fürstenbund sich seiner Reiffe näherte, und man auch in England wegen der holländischen Sachen den König in Preüssen zum Freünde haben wollte, schickte der englische Hof einen andern Gesandten nach Berlin, und Herr Elliot kam nach Coppenhagen.

Zeiten

Zeiten hat es übrigens doch auch gegeben, in denen man von Friedrich mit Recht sagen konnte: er zieht die fremden Gesandten bisweilen ein wenig auf; er spottet oder liebkoset sie, so wie es ihm eben einfällt. Durch dieses Benehmen wollte freylich der König diese Gesandten nicht persönlich beleidigen; aber es hatte doch zuweilen schreckliche Folgen an ihren Höfen.

Der Verfasser einer französischen Schrift über Friedrich den Grossen sagt: die meiste Sensation in Berlin machen wohl die Abgesandten fremder Höfe, die nicht ein Wort von allem wissen was an ihren Höfen vorgeht, und die dennoch, aus Furcht man möchte dieß merken, den ganzen Tag in die Kreuß und in die Quere über die ihnen unbekanntesten Staatsangelegenheiten dispütiren (*). — Dieses Urtheil ist im Ganzen hart, und zur Hälfte verläumderisch. Aber wahr ist freylich, daß kein Hof seine Gesandten über sein ganzes System, und

(*) Fréderic le grand. pag. 111.

über den ganzen Gang seiner Politik unterrichtet. Jeder Hof beleüchtet seinen Gesandten nur gerade die Punkte die ihren besondern Auftrag betreffen. Der listige Mirabeau macht es in seiner geheimen Geschichte des berlinischen Hofes ganz deütlich, daß er selbst sich auch in diesem Falle befand. Von der geheimen Verbindung Frankreichs mit dem Kaiser war Mirabeau im geringsten nicht hinreichend unterrichtet; und darum spricht er auch so höchst vermessen von dem Kaiser.

Friedrich zeigte allemal Achtung für persönlich verdienstvolle Gesandte fremder Höfe, wenn ihn seine Verhältnisse mit ihren Höfen nicht etwa zu einem widerlichen Benehmen nöthigten, das sie persönlich nicht betraf. Aber man kann nicht sagen, daß er sich ausnehmend gut gegen dumme Gesandte betrug; dieß ist eine Verlaümdung. Eben so unwahr ist, daß Friedrich mit aüsserst klugen Gesandten gar nicht sprach. Aber freylich ließ er sich mit solchen Gesandten gar nicht ein, denen man es gleich

an

an der Nase ansah, sie treiben ihr natürliches Kundschafterhandwerk mit List.

Kein fremder Abgesandter erwarb sich jemals bey Friedrich einen solchen hohen Grad von Achtung und Freündschaft, wie der englische Abgesandte Ritter Andreas Mitchel. Er begleitete den König durch den ganzen siebenjährigen Krieg, und stand oft an seiner Seite in den blutigsten Schlachten. Bey Zorndorf hielt er gleich neben dem Könige, als er eben eine Ecke des ungeheüren Vierecks angriff, in das sich die russische Armee unter dem General Fermor stellte. Mit Kartetschen feürten die Russen gerade auf den Platz, wo der König und Mitchel waren. Der König wandte sich um, und sagte: »mein lieber Mitchel das ist nicht ihr »Platz!« — Mitchel antwortete: »Sire, ist es »der Ihrige? — Ich bin zu ihrer Person ge»sendet, und mein Platz ist allenthalben wo es »Euer Majestät zu seyn beliebt.« — Mitten in diesem Blutbade bey Zorndorf verließ Mitchel den

König auf keinen Augenblick, als nur aus Neügier, gegen das Ende der Schlacht, um dem General von Schwerin zu folgen, der mit dem Regiment der Gensd'armes einen Angriff auf einige russische Infanterie und viele Cosacken machte. Diese Truppen hielten in einem Dorfe fest, und wollten dieses Dorf behaupten. Schwerin schlug sie auseinander. Zweytausend Cosacken verliessen sodann ihre Pferde, warfen sich in die königliche Amtsschäfferey bey Quarzen, ein überaus grosses steinernes Gebäude, schossen da durch alle Löcher heraus, und wollten sich nicht ergeben; aber das Dach, unter dem viel Heü und Stroh lag, gerieth in Brand, stürzte ein, und die tapfern Cosacken wurden insgesamt erstickct und verbrannt. Ich verschweige die Reflexion die Mitchel über diesen Brand machte! — Genug, Mitchel verließ den König nie, der auch kaum jemals einen Menschen mehr geliebet hat als diesen Herrn Mitchel, und eben so aufrichtig war Er von diesem äusserst vor-

trefflichen

treflichen Manne geliebet. So sehr gerne hatte
ihn Friedrich im siebenjährigen Kriege bey sich,
daß er oft viele Wochen nacheinander, wie zum
Exempel in Freyberg, mit niemand aß als mit
Mitchel. Am Tage vor der siegreichen und in
einem schrecklichen Zeitpunkt gelieferten Schlacht
bey Liegnitz, bat der König seinen Freund Mitchel,
wie Cato seine Freunde in Utika: er möchte sich
doch von ihm entfernen! — Mitchel verbrannte
alle seine Papiere, weil er glaubte alles sey ver-
lohren. Aber er verließ, wie recht war, den Helden
nicht; der dann auch durch einen vollkommenen
Sieg über Laudon seinem Umsturz abermal ent-
gieng.

Jeden Gesandten, der als ein Mann von Red-
lichkeit sich zeigte, konnte der König sehr wohl
leiden, wenn er auch übrigens ein Mann von
vielem Verstande und grossen Fähigkeiten war.
Vorzüglich gefielen dem Könige, unter vielen an-
dern, nächst Mitchel: der schwedische Gesan

von Rudenschöld, der österreichische Gesandte Graf Puebla, die französischen Gesandten Ritter des Touches, Lord Tirconel, und Graf von Valory.

Treflich wusste Friedrich die zuweilen bis zum Uebermaaß unbescheidene Neügier fremder Gesandten zu strafen. Mit aller Gesandtenkunst, und allen Gesandtenkunstgriffen, ließ sich doch von allem was in Friedrich vorgieng, wahrlich nichts ausforschen; also richteten alle diese Herren allen ihren Scharfsinn, alle ihre List, und alle ihre Kniffe, endlich alleine auf die Kunst des Königs Gesundheitszustand auszuspionieren. Aber auch über diesen Punkt kamen sie in manche Verlegenheit. Einst da der König sich ausnehmend gut befand, mussten alle seine Bediente, wie mir ein preüssischer Minister versichert hat, auf jede Frage nach dem Befinden des Königs, nichts antworten; sondern die Achseln zücken, und mit betrübten Gesichtern gen Himmel sehen! So strenge, gewaltig und scharf, befahl dieß Friedrich, daß alle seine Bedien-

„ist todt! — Ich habe geheime Berichte, daß „der König von Preüssen in dieser Stunde nicht „mehr lebt!“ — Einige französische Hofleüte antworteten: der preüssische Gesandte, Herr von Golz, wisse hiervon nichts. Aber der König behauptete seinen Saz, und versicherte: „Er sey der „Sache ganz gewiß.“

Ungefehr einen Tag vor dem neüen Jahre, kam Friedrich nach Berlin, zeigte sich allenthalben, war ganze Stunden in den Exercierhaüsern, und that so jugendlich, daß er sogar, was in den lezten Jahren ungemein selten geschah, des Abends Damen zum Essen bitten ließ. Versteinert war der arme Marquis de Pons, bey allen diesen Geschichten; die er dann endlich auch nach Versailles schreiben musste, weil Friedrich nicht starb. Er half sich aber als ein braver Mann, und schrieb nach Versailles: man habe ihn bezogen.

Die polnische Theilungssache blieb aüsserst verschwiegen. Man sah, daß etwas wegen Polen

im

image
not
available

Choiseúl war zu scharfsichtig, um diesem Ding Glauben beyzumessen; er versicherte den Gesandten gleich, er sey hintergangen. So wenig wusste auch in der Folge der französische Hof von den Hauptumständen der polnischen Theilungssache, daß, noch vor dem Schlusse des Theilungstractats, Choiseúls Nachfolger der Herzog von Aiguillon einen vermessenen Schritt selbst bey dem Könige wagte.

Friedrich, der die zur Ungebühr getriebene Neúgier fremder Gesandten immer vergolten hat wie es sich gebührte, fand es unter seiner Würde seinen Postmeistern zu erlauben, daß sie die Briefe der Gesandten öfnen. Er wusste zwar wohl, daß in Briefen die mit der Post abgehen, oder mit der Post ankommen, nichts Erhebliches steht. Aber Er wollte auch nicht veranlassen, daß Postmeister ohne Ehre und ohne Charakter, aus eigenem Antrieb und niedriger Neúgier, sich diese schurkische Gewaltthätigkeit erlauben. Aufseher über die

fremden Gesandten, so wie es die Nothwendigkeit nach jetzigen Zeitgebraüchen erfodert, hielt sich Friedrich. Viele Jahre hindurch bestellte er zu diesem Zwecke, mit einem ansehnlichen Gehalt, einen Herrn Ellermann.

Seine eigenen Gesandten an fremden Höfen, hat Friedrich, wie man weiß, bisweilen schlecht gewählet. Dieß befremdete ganz ausserordentlich, weil man überall zum voraus setzet: jeder König, jeder Fürst, und jeder Staat, wähle zu Gesandten, die klügsten, scharfsichtigsten, geistvollesten und geschicktesten Männer im Lande; Köpfe vom ersten Range, und zumal von aüsserst feinen Geruchsnerven. Wer Friedrichs Grundsätze hierüber nicht kannte, hat geglaubt: Friedrich wähle schlecht, aus übel verstandener Sparsamkeit; oder es liege ihm gar nichts daran, in der Beobachtung des Spieles der menschlichen Dinge und Leidenschaften geübte Köpfe zu Gesandschaften zu gebrauchen; auch vielleicht nicht einmal in ihrem

 Gefolge,

Gefolge, kleine und in alle Löcher kriechende und taugliche diplomatische Maüse.

Ein Vorurtheil das er bey allen Gelegenheiten aüsserte, war der Grund, daß er bisweilen seine Gesandten schlecht wählte, und noch schlechter bezahlte. Dieses Vorurtheil bestand wirklich darinn, daß er bey einem Gesandten die Geschicklichkeit für nichts hielt. Ein Gesandter, sagte Friedrich, ist ein Briefträger, der Insinuationen zu überbringen hat, und die Antwort darauf empfängt. Er glaubte nicht, daß von solchen Briefträgern der gute Erfolg einer Unterhandlung abhänge, sondern sehr oft von dem ungefehren Zufall, und von zusammentreffenden Ereignissen.

Seine Instruktionen waren sehr bestimmt. Er verlangte daß seine Gesandten diese Instruktionen aüsserst genau befolgen, und über die erhaltenen Antworten mit Einsicht berichten. Betrugen sie sich in ihren Posten als Männer von Verstand, so konnten sie bey ihrer Rückkunft Beförderung hoffen.

Nicht

Nicht leicht ließ er es einen Gesandten entgelten, wenn es mit seinem Auftrag nicht gut gieng; und dem Geheimenrath von Klinggräff, den er kurz vor dem siebenjährigen Kriege nach Wien schickte, um eine entscheidende Antwort von der Kaiserinn Maria Theresia zu hohlen, nahm er die mitgebrachte höchst üble Zeitung gar nicht übel.

Mit den fremden Gesandten an seinem Hofe betrieb Friedrich am liebsten selbst seine Unterhandlungen. Er schickte auch nach fremden Höfen wo er seinen Gesandten hatte, nicht selten, ohne öffentlichen Charakter zu grossen Zwecken Männer aus, mit denen er selbst correspondirte, ohne daß der Gesandte ein Wort davon wusste. Hielt er den Legationssecretair für vorzüglich geschickt, so correspondirte er mit dem Legationssecretair, und nicht mit dem Gesandten. So war er viele Jahre hindurch, mit dem jetzigen preussischen Gesandten in Madridt, Herrn von Sandoz, in Briefwechsel, als dieser noch Legationssecretair in Paris war;

und von diesen Briefen sah und wusste sein dortiger Gesandter nichts.

Zuviel hat Friedrich den Berichten seiner Gesandten gewiß nicht zugetraut, und eben so wenig ward Er durch fehlerhafte Rapports verleitet: denn gewiß wusste wohl niemand gegen solche Rapports sicherere Maaßregeln zu nehmen als dieser grosse König. Friedrich war auch nicht der Mann der sich durch unbedeütende Nachrichten unterhalten ließ, durch schiefe oder falsche Beobachtungen, eitele Muthmassungen, und aus Alltagsgeschwätz zusammengestoppelte Bülletins. Seinen Scharfblick hat man indessen so wenig anerkannt, daß man sogar behaupten durfte: er sey jämmerlich von den Emissarien betrogen worden, die er nach Constantinopel schickte, um dort die Geheimnisse des Divans auszuspüren.

In Constantinopel hatte der König schon vor dem siebenjährigen Kriege, einen Gesandten Namens Rexin, und ausser ihm niemand. Aber gleich

bey

bey dem Anfange dieses Krieges schickte er den Oberstlieutenant Marquis de Varenne mit geheimen Aufträgen dahin. Dieser blieb nicht lange, denn er ward nach der Schlacht bey Collin, nicht weit von der sächsischen Grenze, als er eben nach Berlin zurückreisen wollte, unter einer grossen Anzahl verwundeter und kranker Officiere die nach Dresden giengen, von Laudon umringt, und zugleich mit dem verwundet von Collin zurückkommenden General von Manstein erschossen.

Rexins Unterhandlungen hatten in Constantinopel nicht deswegen keinen Fortgang, weil etwa Rexin seine Pflicht nicht that. Der Unverstand der Türken war ihm zuerst im Wege; denn der siebenjährige Krieg daurte schon über ein Jahr, und noch kam Rexin bey dem Großsultan zu keiner Audienz. Sodann widersetzte sich, welches unglaublich wäre, wenn es der König nicht selbst sagte, seinen Unterhandlungen mit der Pforte der großbritannische Gesandte in Constantinopel

Herr Porter (*). Auch war der Großsultan ein Mann ohne alle Energie; und die grossen Summen, die von Berlin nach Constantinopel giengen, wirkten nichts, weil die Höfe von Wien und Versailles eben solche Summen verwendeten um die Türken in ihrer Unthätigkeit zu erhalten. Endlich unterzeichnete doch Rexin einen Freundschaftstractat mit dem Großvezier; und allmählig versammelten sich über hundert tausend Türken bey Belgrad. Der Großsultan schien Lust zu haben diese Armee gegen Oesterreich zu gebrauchen, als Peter der Dritte in Constantinopel wissen ließ, daß er die Türken auf keine Weise daran hindern würde; aber nach dem Tode Peters wollten die Türken die ihnen von Friedrich schon lange angebotene Defensivallianz wieder nicht annehmen. Dieß alles sind Thatsachen, die der König in seinen nachgelassenen Werken selbst erzählet; und woraus erhellet, daß er wohl von den Türken betrogen ward, aber nicht von Rexin.

Hätte

(*) Oeuvres posthumes. Tom. III. pag. 351.

Hätte der König auch gewiß vorher gewusst, daß die Türken ihm nicht beystehen werden, so würde er deswegen nicht gesaümet haben den siebenjährigen Krieg anzufangen, wie jeder fühlen muß, der seine damalige Lage betrachtet. Rasch musste er zu Felde, oder nichts kleineres erwarten, als den Umsturz seines Thrones.

Uebrigens wählte Friedrich gegen das Ende des siebenjährigen Krieges, einen vortreflichen Gesandten nach Constantinopel, an dem Obersten von Zegelin. Er erwarb sich grosses Ansehen und Vertrauen bey dem Divan, und gewonn dadurch grossen Einfluß. Auf Verlangen des Königs hat er dem russischen Hofe in Constantinopel wesentliche Dienste geleistet, zumal in den Zeiten da es doch sehr darauf ankam den österreichischen Gesandten, Herrn von Thugutt, genau zu beobachten. Durch Zegelin ließ Friedrich den Türken ihren unglücklichen Krieg mit den Russen abrathen, und dieß erwarb dem Könige das völlige Zutrauen der Türken.

An sehr vielen Unterhandlungen wegen des Friedens mit Rußland, hatte dann auch Zegelin grossen Antheil. Nach seiner Zurückkunft von Constantinopel gab der König diesem klugen und nützlichen Manne, alle Merkmale der grösten Zufriedenheit; und weil er nicht wieder in Kriegesdienste treten wollte, erhielt er eine ansehnliche Pension in Berlin.

Eben so schwer und nicht weniger wichtig und glücklich waren während des siebenjährigen Krieges die Unterhandlungen des Obersten von Golz in der Crimm. Friedrich schickte diesen verdienstvollen Officier an Kerim Gueray den Chan der Tartaren, um ihn gegen Rußland und Oesterreich aufzubringen. Herr von Golz führte diese Unterhandlung mit grosser Geschicklichkeit, wie man aus dem guten Erfolge weiß, da der Chan dem Könige vierzig tausend Mann anbieten ließ; und er erwarb sich dadurch Friedrichs grossen Beyfall. Aber Herr von Golz erwarb sich nicht den Beyfall des Herrn

Grafen

Grafen von Mirabeau, weil dieser sein Betragen heruntersetzen will, und alles Verdienst bey dieser Unterhandlung auf den Gesandschaftsdollmetscher Biskamp giebt (*). Von wem in Berlin hatte aber wohl Herr von Mirabeau hierüber zuverlässige Nachricht; er, der dort so gierig auffieng was ihm jeder sagte, und dem jedes eitele Geschwätz eben so viel galt als erwiesene Wahrheit?

Der nunmehrige Herr Hofmedicus Frese in Potsdam, war von dem Könige dem Herrn von Golz als Arzt mitgegeben: denn bey den Tartaren hat der Arzt des Chans den ersten Rang nach dem Chan. Eigentlich war also Herr Frese der Gesandschaftscavalier des Herrn von Golz, und er war auch als Arzt dem Chan höchst willkommen, weil er ihn von einer heftigen Migraine befreyte, und ihm dadurch Lust zum Kriege machte. Der Chan schickte hingegen seinen Barbier als Gesand-

ten

(*) Histoire secrete de la Cour de Berlin. Tom. I. pag. 134.

ten an Friedrich. Dieß muß, sagt der König selbst, niemand befremden: denn bey diesen Orientalern gilt kein Adel, und man hält diejenigen für die Ersten im Lande, die dem Landesherrn zunächst auf den Leib kommen (*).

Möchte nur Herr von Golz die Geschichte seiner Gesandschaft und seiner Unterhandlungen in der Crimm mittheilen. Gewiß käme dadurch Friedrichs Scharfblick so sehr ans Licht, als die Unwissenheit mit welcher Herr von Mirabeau und seine berlinischen Ohrenbläser diese tartarische Gesandschaft beschwatzen. In Constantinopel und in Baktschisarai wusste sich Friedrich, ohne allen Zweifel, eben so gut zu benehmen, wie in jedem andern Lande: denn von auswärtigen Dingen war kein König in Europa besser unterrichtet als er.

Befremdend ist es darum, wenn es das Ansehen hat als fände man Spuren von Unwissenheit auswärtiger Angelegenheiten in Friedrichs nachgelassenen

(*) Oeuvres posthumes. Tom. IV. pag. 274.

lassenen Werken. Man erstaunt darüber, wenn man zumal diese Unwissenheit in Dingen zu finden glaubt, die den König zunächst angiengen; und nichts gieng ihn doch näher an als jede auf Preüssen sich beziehende Begebenheit am Wiener Hofe.

Friedrich sagt in seinen nachgelassenen Werken: „der Graf von Seckendorf erhielt in seinem Gefäng„nisse zu Grätz seine Freyheit, mit dem Bedinge, „daß er dem Kaiser alle Befehle abliefere, durch „die er bevollmächtigt worden dem verstorbenen Kö„nige von Preüssen die feyerlichsten Versicherungen „des Beystandes zu geben, den ihm der Kaiser „zur Begünstigung seiner Rechte auf die Erbfolge „der Herzogthümer Jülich und Berg versprach (*).“

Hierüber ward angemerket: Seckendorf sey erst nach dem Tode des Kaisers aus seiner Gefangenschaft losgekommen, und gar nicht kraft Negotiationen zwischen ihm und Carl dem Sechsten, sondern einzig durch die Gnade von Maria Theresia.

Es

(*) Oeuvres posthumes. Tom. I. pag. 119.

Es sey auch gar nicht die Rede gewesen, und habe gar nicht die Rede seyn können von Auslieferung der während seiner Berliner Gesandschaft erhaltenen Befehle des Kaisers, falls man auch die Nachricht des Königs von der ersten noch auf Carls des Sechsten Befehl geschehenen grossen Erleichterung von Seckendorfs Arrest verstehen wollte.

Eigentlich ist hier die Frage: ob Seckendorf noch bey Lebzeiten Carls des Sechsten, oder nach dessen Tode von Maria Theresia, seiner Gefangenschaft entledigt worden sey? Sodann: ob der Graf Seckendorf, als ein Beding seiner Entlassung, gewisse Schriften habe herausgeben müssen, die auf das Versprechen des Wiener Hofes sich bezogen, Friedrich Wilhelm dem Ersten wegen der Nachfolge in Jülich und Berg, Hülfe zu leisten?

Ueber den ersten Punkt hat wohl Friedrich sich wirklich geirret, weil er zweyerley Arten der Entlassung des Grafen von Seckendorf nicht unterschied. Seckendorf ward bey seiner ersten Gefan-

gencheh-

gennehmung in Wien, mit einer fast unglaublichen Härte behandelt. Den schwachen Kaiser machte man glauben: der üble Erfolg seiner Waffen komme nur daher, weil er einem treulosen Ketzer das Commando seiner Armee übergab. Am geschäftigsten war hierbey, der Haß der kaiserlichen Beichtväter. Einer von ihnen machte auf Seckendorf ein stockdummes Epigramm; und weil bekanntlich alle stockdummen Epigrammen überall dem Pöbel am besten gefallen: so fand auch dieses Epigramm in Wien den höchsten Beyfall, und es entflammte jeden Dummkopf gegen den Ketzer Seckendorf zur höchsten Wuth. Man begegnete ihm auch als einem wirklichen Verbrecher; und verstattete ihm beym Essen nicht einmal Messer und Gabel. Aber endlich sahen doch der Hof und die kaiserlichen Beichtväter, wie sehr den armen Seckendorf das Betragen seiner Nachfolger im Commando, wegen des Hauptpunkts der gegen ihn erregten Anklage vor ganz Europa rechtfertige! — Also ward beschlossen,

schlossen, ihm seine Gefangenschaft zu erleichtern, und ihn nach Grätz zu bringen: wovon man zur Ursache angab, daß man sich bloß dazu entschlossen habe, um ihn der Wuth des wienerischen Pöbels zu entziehen.

Aber über den zweyten Punkt lässt sich doch vielleicht der königliche Schriftsteller rechtfertigen, weil man in Wien sehr grosse Ursachen haben konnte, von Seckendorf die Ablieferung der Papiere zu verlangen, die seine ehmalige Gesandschaft in Berlin betroffen. Friedrich erwähnet zwar nur der Papiere, die sich auf die Jülich und Bergische Successionssache bezogen; und ganz natürlich erwähnet er der Papiere nicht, die einen weit grössern und ihn weit näher angehenden Gegenstand hatten, nemlich seine vorgehabte Flucht nach Wien. Aus Gnade entließ auch Maria Theresia den Grafen von Seckendorf seiner Gefangenschaft vielleicht nicht so sehr als aus Nothwendigkeit, da sie doch auch einen Wallis und einen Neuperg entließ, und

lezterm

lezterm sogar das Commando ihrer Armee gegen Friedrich anvertraute.

Einer noch weit mehr auffallenden Unwissenheit auswärtiger Dinge, wird Friedrich von einem französischen Schriftsteller beschuldigt. Er sagt: „Friedrich hatte nie einen richtigen Begrif von „Frankreich. Er hielt alle Franzosen für eine grosse „Gesellschaft lustiger junger Leüte, die ewig, alle „nach nichts jagen als nach Freüde; und Er hat „aufrichtig geglaubt, Frankreichs Finanzen, Frank„reichs Gesetze, Frankreichs Kriege, seyen einer „Anzahl gewandter, anschlägiger und listiger Leüte „gänzlich überlassen, die dabey ihr Glück ma„chen (*).“

Wenn Friedrich dieß wirklich von den Franzosen glaubte und sagte, so hat er gewiß die Franzosen seiner Zeit sehr gut gekannt. Es mag aber auch der Schriftsteller der sich das Ansehen giebt, als wenn

(*) Fréderic le grand. pag. 63.

wenn er ihm deswegen Vorwürfe mache, nur den französischen Ministern haben sagen wollen, in wessen Händen die Finanzen, die Gesetze und die Kriege in Frankreich waren. Unter der Regierung Ludewigs des Funfzehnten nach dem Tode des Cardinals von Fleüry, und unter Ludewig dem Sechszehnten bis nahe an unsere Tage, sind wahrlich jene falschen Begriffe, die Friedrich von Frankreich gehabt haben soll, ein sehr treües Gemälde des französischen Hofes. Nichts hatte da auch nur einigen Bestand. Krieg und Frieden floß aus der Frau von Pompadour; und als sie von der grossen Maria Theresia in einem Briefe ma Cousine genennet ward, bestimmte gleich der französische Ambassador die Zeit, in welcher Frau von Pompadour den Marschall d'Etrees über die Weser schicken werde, um Hannover zu verschlingen.

Als ein ursprünglicher Lothringer folgte der Herzog von Choiseül nicht nur etwa seiner natürlichen Neigung, indem er eine Verbindung zwischen

Frank=

Frankreich und Oesterreich vorschlug: denn er befestigte sich dadurch in seiner Premierministerschaft, und machte sich dadurch von der Pompadour unzertrennlich. Nicht nur war die Pompadour völlig vom österreichischen Hofe gewonnen, sondern sie wünschte in einemfort Armeen marschiren zu lassen, um nur etwa einem von ihren Lieblingen ein Commando zu verschaffen. Die angesehensten Officiere in der französischen Armee sagten laut: „diese Hure „würde unsere Armee gegen den lieben Gott zu „Felde schicken, bloß um das Vergnügen zu haben „Generale zu ernennen (*).“ — Mit solchem Leichtsinn ward Frankreich regiert! Auch sagte einst der Herzog von Choiseul, indem er die Frau von Pompadour in Versailles die Treppe herunter führte: „gestehen sie, Madame, daß „wir Frankreich recht fröhlich am Seile füh-

(*) Cette Catin fairoit marcher notre armée contre le bon Dieu, pour avoir le plaisir de nommer des Géneraux.

„ren (*).“ Der Herr Graf von Nesselrod, anjetzt Russischkaiserlicher Gesandter in Berlin, hat diese Worte gehöret.

Was nach dieser Zeit in Versailles und Paris vorgieng, beweiset Schritt für Schritt, wahr und treffend, alle diese Züge des französischen Leichtsinns, den Friedrich so äusserst richtig beurtheilte. Choiseül war zwar ein einsichtsvoller Staatsminister, und im Kriegsdepartement ein Minister von ausgezeichneter Thätigkeit; aber er war heftig, unvorsichtig, und leichtsinnig. Rußland ward ihm zu groß unter dem Scepter von Catharina. Er berechnete wie man etwa dieses furchtbare Reich am besten demüthigen könne, hetzte darum den Divan zum Kriege gegen Rußland auf, und die Russen bewiesen durch sechsjährige ununterbrochene Siege, zu Wasser bey Morea, im Archipelagus, bey Tschesme, Metelin, Lemnos, Negropont, Patrasso,

(*) Convenés, Madame, que nous ménons la France bien gayement.

trasso, in Egypten, auf dem asowischen und schwarzen Meere, auf dem Dnieper und auf einer weiten Strecke der Donau, und zu Lande in der Moldau, in Bessarabien, in der Wallachey, jenseit der Donau, in den balkanischen Gebürgen, in der Crimm und in Georgien, wie schlecht Choiseúl gerechnet hatte. Nach dem unrühmlichen, oder doch wenigstens für Frankreich harten Frieden mit England, ward in Versailles des Vormittages ein Conseil wegen der Schleifung der Werke von Chandernagor gehalten, die sich die Franzosen noch mussten gefallen lassen. Einige Stunden ward darüber deliberirt, und endlich biß man in den sauren Apfel. Das älteste Mitglied des Staatsraths rieff dabey aus: „Verlohren ist hiermit die grosse Achtung in „welcher Frankreich in Európa stand; nie steiget es „wieder zu der Höhe herauf, auf der es so lange „den ersten Platz behauptet hat (*).“ — Der

 Herzog

(*) Voilà donc cette grande considération de la France



Herzog von Choiseul erwiederte dem alten Manne: „Ey, ey, Monsieur; so steigen wir zum zweiten „Platze! Aber bedenken sie, daß wir essen müssen, „denn es schlägt eben drey (*).“

Bey solchen Zügen, wovon Frankreichs neüere Geschichte wimmelt, konnte Friedrich der Grosse die französische Nation und die französische Regierung doch wohl für das halten was sie war, ohne die ihm deswegen gemachten Vorwürfe zu verdienen.

Aber wenn Friedrich in diesem merkwürdigen Sommer des Jahres 1789 noch lebte; oder, wenn er dort im Lande der Unsterblichkeit erführe was in diesem berühmten Sommer auf unserer Unterwelt

France perdüe en Europe, et jamais elle ne remontera parmi les Puissances à la prémiere place qu'elle maintint si longtems.

(*) Hé bien! hé bien, Monsieur, nous descendrons à la seconde! Mais songés qu'il faut aller diner, car voilà trois heure qui sonne.

terwelt vorgeht, würde Er, der die Geistesfähigkeiten der Franzosen immer mit so grossem Recht bewundert hat, anjetzt nicht auch über den Muth dieser Nation erstaunen, die so lange mit immer frohem Herzen und liebenswürdigem Leichtsinn das schreckliche Joch des Despotismus trug, und nun über seinen blutigen Trümmern die Fahne der Freyheit vor dem Angesichte des so tief gebeugten Königs in Frankreich schwinget? — Würde vielleicht Friedrich der Grosse nicht auch fühlen, daß eine zahlreiche, mächtige und geistvolle Nation furchtbarer ist als eine gemiethete Armee; und daß eben die drey Männer, von denen Er wenigstens zwey bewundert hat, Montesquieü, Rousseau und Voltaire, in die Herzen der Franzosen jenes unauslöschliche Feüer trugen das jetzt den Thron der Bourbone so gewaltig erschüttert? — Montesquieü, Rousseau und Voltaire, lehrten zwar das sanfte und höfliche Pariservolk nicht, Köpfe abhacken und auf Stangen herumtragen; sie lehrten nicht, Frank-

 reich

reich unter dem schönen Namen der Freyheit mit Raub, Mord, und Brand erfüllen. Aber gieng nicht aus ihnen der Geist, der dem Menschen und dem Bürger die Rechte des Menschen und des Bürgers zeigt; der wenigstens in einem grossen Augenblicke, den höchsten Edelmuth, die höchste und großmüthigste Hingebung aller andern Rechte bewirket hat, bey dem französischen Adel und der französischen Geistlichkeit; und vielleicht früh oder spät, Tod und Verderben allem Despotismus drohet, in Monarchien und Republiken, bey jedem kecken Fortschritte der Vernunft?

Friedrich würde vielleicht sagen: „die Franzo-„sen hatten im Julius 1789 die Hundswuth. „Dieß nennet man zwar fast allgemein, Patriotis-„mus und Energie. Aber es ist Zügellosigkeit hung-„riger Sclaven, denen man einen Arm losgebun-„den hat, und dabey nicht bedachte: sie werden, und „müssen nach der Natur der Dinge, mit diesem

„Arme

„Arme nun auch die andern Bande zerreissen! —
„Die Franzosen möchten Engländer oder Amerikaner
„seyn und bleiben Franzosen. Mehr als ein Men-
„schenalter, und noch sehr viel Blut gehöret dazu,
„bevor ein solches Volk zu weiser Freyheit reiffet.
„Frankreich ist jetzt beynahe ein Planet in Auflösung.
„Wahrer Freyheit ist es nicht so nah wie einem
„Bankrott. Die grösten Schwierigkeiten werden
„erst dann entstehen, wenn man die alten Auflagen
„von einem bewafneten Volke verlanget, das nichts
„mehr kennet als Anarchie, und sich nur darum em-
„pöret hat, um sich von jedem Drucke zu befreyen.
„Die Franzosen sind gar nicht auf dem Wege zu
„einer Englischen Constitution, sie sind vielmehr auf
„dem Wege zur Constitution von Polen: mit dem
„kleinen Unterschied, daß in Polen die Geistlich-
„keit und der Adel alles sind, und die Unedelge-
„bohrnen nichts: da hingegen in Frankreich der
„Unedelgebohrne alles seyn soll, und der Adel und
„die Geistlichkeit nichts. In politischen Dingen

„kann man für nichts mehr schwören. Aber wenn
„auch die Franzosen sich nicht bald unter einander
„aufreiben, so findet doch gewiß einst jede fremde
„Armee in diesem unglücklichen Lande eine unter-
„drückte Partey auf ihrer Seite.“



11. Cap.

Ueber die geheimen Quellen der Berichte, die Er von Vorfällen an auswärtigen Höfen, und von andern wichtigen Dingen erhielt.

Auf mancherley Wegen entdeckte Friedrich die politischen Geheimnisse fremder Höfe. Sein Scharfsinn wusste jeden Weg auszuspüren und jede Schwierigkeit zu überwinden. Ganz gegen die gewöhnlichen Begriffe die man von Friedrich hat, verwandte er oft erstaunliche Summen auf solche Entdeckungen, und manchmal begünstigte ihn auch ein besonders glücklicher Zufall.

Höchst einfältig und ohne allen Argwohn von Friedrichs politischer Klugheit, wird in der grossen berlinischen Anecdotensammlung versichert: Nie habe Friedrich Männer aus fremden Diensten, welche

welche ihm wichtige für ihn interessante Umstände entdeckten, deshalb besonders belohnt (*)!

Herr Denina sagt an einer Stelle seines schönen Werkes über Friedrich: man erzähle der König habe dem russischen Kanzler Grafen von Bestuchef einst ein Geschenk von hundert tausend Thaler versprochen, und ihm dann aus oeconomischen Gründen dieses Geschenk nicht gemacht (**). An einer andern Stelle sagt Herr Denina: der König beklage sich verschiedentlich in seinen Werken, der Minister dem er den Auftrag gab diese hundert tausend Thaler an Bestuchef auszuzahlen, habe diese Zahlung unterlassen (†). Aber man hat mich versichert, dieß wenigstens sey zuverlässig ein Irthum, daß der König an Bestuchef diese hundert tausend Thaler nicht zu zahlen befohlen, wenn er ihm

(*) Anekdoten und Karakterzüge. XV. 24.

(**) Essai sur la vie et le règne de Fréderic II. pag. 126.

(†) Ebendaselbst. pag. 174.

ihm wirklich diese Zahlung versprochen habe. Niemals, sagen mir Männer und Zeügen von grossem Gewichte, war Friedrich freygebiger als zu solchen grossen Zwecken, und zumal am russischen Hofe unter den Kaiserinnen Anna und Elisabeth. Es liegt, sagt man mir, etwa sieben Meilen von Berlin, ein schönes königliches Amt; es ward vormals das Chatullamt genannt, und trägt viele tausend Thaler Einkünfte. Diese waren unter jenen Regierungen Rußlands, ein Leibgeding der obersten Gewalthaber am Hofe zu Petersburg, und bey deren Umsturz giengen diese Einkünfte von einer Hand in die andere. Fürst Menzikow besaß dieses Amt zuerst, nach ihm Biron, dann der Graf Münnich; und, wie man vermuthet, endlich auch Bestuchef. Aber Bestuchef verkaufte sich doch, wie es scheint, an den Meistbietenden, weil Friedrich ihn überall, mit Ausnahme eines einzigen Falles (*) seinen alten und erklärten Feind

nennt.

(*) Oeuvres posthumes. Tom. III. pag. 263.

nennt. Friedrich, der sich sonst als den Haushälter des Staats ansah, war überhaupt nie mit Ausgaben dieser Art zurückhaltend, denn sie dienten zum Besten des Staats. Sehr grosse Summen, die man mir nicht anzuführen erlaubt, hat er an Männer verwendet die in fremden Diensten standen, die ihm auf irgend eine Art zu seinen Absichten behülflich waren, und die ihm wichtige für ihn interessante Umstände entdeckten.

Grosse Geschenke erhielt von ihm ein nunmehr verstorbener, mir aüsserst wohl bekannt gewesener, und in den Werken des Königs mit den unverkennbarsten Zügen immer lebendig vor meine Augen gestellter Staatsmann, der mit Ihm in Potsdam wie ein römischer Dictator sprach, und dessen hitziges und gebieterisches Betragen daselbst, Friedrich mit dem Betragen des Prätors Popilius am Hofe des Königs Antiochus vergleicht. Man konnte mir zwar die eigentlichen Summen, die er erhielt, nicht bestimmen. Aber so viel wusste man

genau

genau, daß ihm der König nur zur Behauptung seiner Rechte gegen eine wichtige Stadt, zwanzig tausend Thaler ohne Nutzen auszahlen ließ: denn diese Stadt gab ihm weit mehr, und machte ihn dadurch zu ihrem Freunde. Nie soll dieser auswärtige Staatsmann dem Könige wirkliche Dienste geleistet haben; und dieß beförderte auch seinen Fall. Ein mir ebenfalls sehr wohl bekannter und sehr scharfsinniger General, den Friedrich aus einer andern Ursache an den Hof schickte in dessen Diensten dieser Staatsmann stand, machte dort die geheimen Künste des schlauen Mannes bekannt, und so war er gestürzet.

Herr Denina erzählet, wie Friedrich durch den geheimen Archivarius Mentzel in Dresden die grossen Gefahren entdecket hat, die ihn zwangen den siebenjährigen Krieg anzufangen; wie Mentzel in Warschau gefangen ward; und wie er noch in einem Kerker auf der Festung Königsstein lebt (*).

Aber

(*) Essai sur la vie et le règne de Fréderic II. pag. 132. 133.

Aber noch ein anderer sehr zufälliger Umstand, der dem Herrn Denina nicht bekannt gewesen seyn muß, entdeckte dem Könige die feindseligen Absichten der wider ihn verbundenen Kaiserhöfe. Der Bruder des österreichischen Legationssecretairs Weingarten in Berlin, stand als zweiter Secretair bey der dortigen kaiserlichen Gesandschaft, und hatte sich mit einer Berlinerinn verheürathet, die er ungemein liebte. Unmöglich ward es ihm seine Betrübniß über den bevorstehenden Umsturz der preüssischen Monarchie seiner Frau zu verschweigen. Aber eben so unmöglich ward es dieser guten Berlinerinn, eine so schreckliche Nachricht in ihrem Busen zu verschliessen. Sie bewog ihren Mann zu Friedrich zu gehen, und Ihm alles zu entdecken was er wusste. Weingarten ward hierauf in Sicherheit gebracht, erhielt Belohnung und Pension, und lebte noch vor weniger Zeit in einer Stadt der Alten Mark.

Es

Es sind mir Exempel bekannt, daß der König Originalpapiere von der höchsten Wichtigkeit aus dem Cabinett von Versailles erhalten hat. Aber von solchen Dingen lassen sich die Umstände nicht angeben und die Beweise nicht führen, weil man die Personen nicht nennen will, die diese Dienste leisteten. Sehr oft verschwieg auch der König ihre Namen, auch die Sache selbst, allen Menschen ausser etwa einem Secretair.

Bemerkenswerth und fast comisch sind die Kunstgriffe deren sich Friedrich bediente, um zumal in den lezten Jahren der Kaiserinn Maria Theresia, die Geheimnisse des Hofes in Wien zu erfahren. Maria Theresia fühlte, wie jeder Mensch auf Erden, das Bedürfniß sich mitzutheilen; aber mit dem Unterschied, daß andere Menschen an einer Person genug haben, und daß das gute und liebende Herz der Kaiserinn dazu einige Personen bedurfte. Unter diesen Personen waren immer auch ein paar Damen. Diese Damen waren auch

gutherzig und mittheilsam. Dieß wussten ihre Kammerjungfern; und Friedrich erfuhr mit jeder Post alle Geheimnisse dieser Kammerjungfern und des Wiener Hofes.

Dieß gieng so. Friedrich ließ durch seine vertrautesten Minister, aufgeweckte, talentvolle, gewandte, zumal schöne, schiere, und mit grossen magnetischen Kräften begabte junge Leüte in seine Dienste nehmen, und schickte sie nach Wien, wo sie unter tausenderley Vorwand ankamen und lebten. Eh sie nach Wien giengen, wurden sie mündlich in allem unterrichtet was zu Friedrichs Zwecke gehörte. Die Hauptregel war: daß sie sich mit den Kammerjungfern der Damen, die man ihnen nannte, bekannt machen, sich in dieselben verlieben, alles thun und alles versuchen um Liebe in diesen kammerjungfraülichen Herzen zu erregen. — Fünfhundert Thaler jährlichen Gehalt, erhielten gewöhnlich diese schönen jungen Emissarien. Alles was die von ihnen magnetisirten

ten Kammerjungfern kosteten, und was sie sonst auslegten, ward ihnen überher bezahlt. Wöchentlich mussten sie, sobald der Roman gut angezettelt war, einem preüssischen Minister Nachricht von ihren Entdeckungen geben. Die Briefe giengen in den lezten Jahren, von Wien über München: denn damals war dieser Weg der einzige, auf dem man die Briefe nicht öfnete. Es ist unglaublich welche Entdeckungen diese jungen Adonisse machten. Es gab Beyspiele, daß sie zwey Jahre nacheinander an wienerischen Kammerjungfern hiengen; und Briefe schrieben, die weit grössere und wichtigere Entdeckungen enthielten als die sämtlichen Berichte aller Gesandten (*).

(*) Ein preüssischer Minister schreibt mir dieß in folgenden Worten: C'etoit alors le regne des soubrettes à Vienne; et un joli garçon, maitre passé dans l'art d'accrocher les femmes de chambre, pouvoit apprendre des choses indeterrables à tout le Corps diplomatique. J'ay vû quantité de rapports de cette espéce, extrémement bien faits.

Andere Höfe wählten zu diesem Zwecke, ebenfalls flinke, kecke, schiere und schöne Legationssecretaire, oder Gesandschaftscavaliere. Zuweilen magnetisirten auch wohl die Gesandten selbst, nicht die Kammerjungfern, sondern ihre Damen. Aber dieß alles mißlang bald: denn nicht nur jeder Gesandter, sondern jeder schöne, rothwangigte, gut gewandte und mit allen Eigenschaften einer kleinen diplomatischen Maus begabte Legationssecretair, Legationscavalier, oder Legationsprediger, macht sich schon durch sein Amt verdächtig, und trägt also sein Zeichen am Kopfe. Friedrichs Adonisse hingegen magnetisirten lange in Wien, ohne daß man wusste zu welchen Zwecken dieß geschah: denn die allergeringste Verbindung mit der dortigen preüssischen Gesandschaft war ihnen verboten. Erregten sie aber den allergeringsten Argwohn, und dieß geschah zuweilen, so wurden sie zurückberufen. Aber auch gleich schickte Friedrich, an die Stelle des andern, einen neüen und noch rüstigern Adonis nach Wien.

Solche

Solche und tausenderley andere diplomatische Künste, werden an allen Höfen und von allen Höfen in Europa angewendet. Mancher Monarch würde verabscheüen was sein Gesandter thut, oder durch die dritte vierte und zehnte Hand thun lässt, wenn er es wüsste. Die Politik erlaubt alles, nicht in der Theorie und in Büchern, aber in der Ausübung. Was Friedrich that, war nothwendig im Frieden und im Kriege.

Als der General Fouquet nach einer heldenmüthigen Gegenwehr, mit dem Ueberbleibsel seines Corps bey Landshut gefangen ward, marschirte der König, ohne das Unglück dieses Helden zu wissen, eben zu seinem Entsatze durch die Lausniz. Indeß der General von Hülsen von Meissen nach dem Könige eilte, der bey Radeberg stand, erscheint bey Sonnenaufgang ein österreichischer Officier mit einem Trompeter vor der aüssersten preüssischen Feldwache, und sagt: er müsse den commandiren-

den General sprechen, in einer Angelegenheit die den König in Preüssen selbst betreffe. Der General von Hülsen kommt. Der österreichische Officier erzählet ihm die allergenauesten Umstände von Fouquets Gefechte; sagt, diese Nachricht kam in lezter Nacht, mit einem durch Böhmen gesandten Courier, mit dem völligen Rapport von Laudon an Daun, und sie können darauf sicher rechnen. Ihrem Könige kann sie so geschwinde nicht zukommen, denn der Weg jenseits des Gebürges durch Schlesien und die Lausniz ist sehr viel länger. Hülsen antwortete: um dem Könige diesen Rapport gehörig zu machen, muß ich mir ihren werthen Namen ausbitten? Der Oesterreicher erwiederte: melden sie nur ihrem Könige, der österreichische General, der sein Freünd ist, habe ihnen diese Nachricht gebracht; und so ritt er weg. Es sind gewiß noch hundert Personen am Leben, die diese sonderbare Anecdote wissen. Der General von Warnery bescheinigt dieselbe, aber ohne

ohne die hier erzählten Umstände mit zwey Worten (*)

Im Jahre 1757 starb ein sehr angesehener österreichischer General; der aber damals nicht commandirte. Man war sehr verwundert in seiner Chatull eine ganz ungeheüre Summe preüssischer Friedrichsd'or von der lezten Ausmünzung zu finden.

Solche Klugheitsregeln werden im Kriege befolget, so oft man dazu Gelegenheit hat. Cremnitzer Ducaten und Souverainsd'or fanden sich darum auch wohl zuweilen in preüssischen Taschen. Ein preüssischer General und ein preüssischer Ingenieürhauptmann von dem Corps des Herzogs von Bevern, der nach der Schlacht bey Prag den flüchtigen Feldmarschall Daun beobachten musste, beredeten auch wohl dieser Ducaten wegen den Herzog, eine sehr gute Stellung zu verlassen, um Neühof, ein Schloß das dem Feldmarschall Bathiany gehörte, zu verscho-

 nen;

(*) Des General Major von Warnery sämtliche Schriften (Hannover 1789) VIII. Th. 84. S.

nen; und auf der fetten Herrschaft Podiebrad, dem Eigenthum des Kaisers, zu hungern: oder wenigstens den Soldaten nichts als Brodt und Wasser zu lassen, und dem Officier etwa ein Stück Kuhfleisch (*).

Doch mich ermüden diese Geschichten von Treulosigkeit, wovon man unter jedem Volke, in jedem Lande, an jedem Hofe, und bey mancher Armee, so viele Beyspiele hat. Ich erzähle sie, so pünktlich und genau, damit man überall gute Wache halte. Und dann bitte ich zu bedenken, daß auch dieses Capitel doch wenigstens ein Beyspiel von wahrem Edelmuth enthält; und daß es keinem Staatsmann und keinem König verdacht werden kann, wenn er talentvolle Menschen zu allem brauchet, wozu sie ihm gut sind: sobald sie dazu stark und schlecht genug denken; sobald sie ihre Köpfe daran wagen wollen, oder wie Friedrichs schöne Emissarien in Wien ihre anderweitigen Talente.

(*) Warnery. VII. Th. S. 124. 125. 127.

12. Cap.



12. Cap.

Ueber die englische Allianz im siebenjährigen Kriege und ihre Folgen. Ueber die Theilung von Polen, und über den deütschen Fürstenbund.

Es war ein grosser politischer Fehler, sagt Herr Denina, daß Friedrich im siebenjährigen Kriege seine Allianz mit England für besser hielt als eine Allianz mit Frankreich (*).

So sprachen sonst nur Franzosen. Aber seit seiner ersten Jugend, kannte Friedrich die politische Lage von Eüropa zu gut, als daß er sich vor dem Anfang des siebenjährigen Krieges, in den wahren Grundsätzen hätte sollen mißleiten lassen: hätte ihm auch damals der Herzog von Nivernois, sechs an-

(*) Essai sur la vie et le règne de Fréderic II. pag. 416.



dere und weit beträchtlichere Inseln angeboten, als die erbärmliche Insel Tabago. Er sah und wusste, welche Throne nach der Oberherrschaft über alle andere Throne streben; und also konnte er auch nicht sich von Frankreich als ein Werkzeüg gebrauchen lassen um England zu vernichten.

Preüssen wäre klein, wenn die grösten eüropäischen Mächte in Eüropa alleine den Ton angäben. Aber auch nur eine einzige Begebenheit beweiset ganz, wie sehr Friedrich die beste Partey ergriff als er sich mit England verband. Nur ein einziges Uebel war in der Folge mit dieser Allianz verbunden, das Er nicht voraus sah, und nicht voraussehen konnte: das Uebel daß Lord Bute in England ein Mann von so grossem Gewichte ward, und gegen das Ende des siebenjährigen Krieges, einer von Friedrichs gefährlichsten Feinden.

Jene in der Zeitgeschichte nicht genug gerügte Begebenheit, kam durch den bekannten heftigen Streit über Commandosachen zwischen dem Marschall

schall d'Etrees, und dem Generallieutenant von Maillebois, an den Tag. Maillebois beschuldigte den d'Etrees: „er habe immer gezögert, sey nicht „zur rechten Zeit über die Weser gegangen, nicht „schnell genug in das Churfürstenthum Hannover „eingedrungen." D'Etrees antwortet hierauf in einer gedruckten Vertheidigungsschrift: „Maille„bois mache ihm diese Beschuldigung höchst un„überlegt, und zum grossen Beweise seiner grossen „Unwissenheit. Er, der Marschall d'Etrees, habe „fast zwey Jahre vorher, als französischer Ambassa„dor, in Wien den geheimen Tractat unterzeich„nen müssen, durch welchen Frankreich dem Wie„ner Hofe versprach, an einem bestimmten Tage „in das Churfürstenthum Hannover einzubrechen."

Hannover lebte damals im vollkommensten Frieden mit Wien. Schrecklich war also dieses Merkmal der Unzuverlässigkeit der Verbindungen mit dem kaiserlichen Hofe. Auch machte der Chur-braunschweig-Lüneburgische Gesandte in Regens-

burg,

burg, Freyherr von Gemmingen, auf dem Reichstag den kaiserlichen Ministern die allerbittersten Vorwürfe. Er gab es der Welt zu beurtheilen, was man von Treu und Glauben halten müsse, wenn man sehe, daß das von König Georg dem Zweiten gerettete Oesterreich, mitten im Frieden und vor aufgehobener freündschaftlicher Verbindung, dem französischen Hofe zum Bedinge eines heimlichen Tractats mache, auf einen bestimmten Tag in die Länder Georgs des Zweiten einzubrechen.

Gewiß wird Herr Denina nach diesen Gründen überzeügt seyn, daß Friedrich sehr schlecht in die Zukunft gesehen hätte, wenn er bey dieser Denkart seiner Feinde, ihr Freünd geworden wäre, und sich mit Frankreich verbunden hätte gegen England und Hannover. Abgekauft hätte er sich dadurch, in diesem Augenblicke, die Gefahr seiner Lage; und, in der Zukunft, hätte man ihn desto gewisser unterdrücket.

England

England war freylich Friedrich dem Grossen nachgehends nicht günstig; aber dieß hatte für ihn eben keine erhebliche Folge. Bute war gegen das Ende des siebenjährigen Krieges Friedrichs Feind, wie man aus Friedrichs nachgelassenen Werken weiß, und dieß aus ganz sonderbaren Ursachen die ich im fünften Capitel dieser Fragmente erzählet habe. Aber eben so wenig war in der Folge Lord Stormont sein Freünd, aus Ursachen von denen die Geschichte der Zeit nichts erwähnet, und die man hier findet.

Stormont suchte in der ganzen Zeit, als er Minister war, Englands Uneinigkeit mit Preüssen zu vermehren. Er glaubte, ungeachtet des zwischen den Bourbonischen Höfen geschlossenen Familientractats, könne England seine alte Allianz mit Oesterreich völlig wieder erneüern; und dieser politische Glauben war eben so gewiß ein politischer Fehler als der nachher durch Lord Stormont bewirkte Bruch mit Holland.

Lachend

Lachend erzählte Friedrich oft, wie er seinen grossen Feind den Lord Stormont in Sachsen habe kennen lernen. Stormont war bey dem Anfange des siebenjährigen Krieges englischer Gesandter in Dresden. Friedrich hatte eben die sächsische Armee eingeschlossen, und Stormont hatte eben eine sächsische Dame geheürathet. Also bat Stormont vorerst den König schriftlich, er möchte doch der ganzen bey Pirna eingeschlossenen sächsischen Armee erlauben Ihm zu entgehen? Friedrich fand dieß gar nicht zuträglich. Lord Stormont kommt also selbst in des Königs Lager, hält an der Mittagstafel eine zierliche Rede an Friedrich um ihm zu beweisen, es sey sein höchstes Interesse sich mit Oesterreich und Sachsen zu vergleichen!

Schnurstraks gegen das Interesse von England gieng diese zierliche Rede des englischen Gesandten. Der König antwortete nichts, und begnügte sich den mit an der Tafel sitzenden Ritter Mitchel anzusehen. Mitchel war aber nicht so gelassen wie der

König.



König. Er stand von der Tafel auf, ergriff den Lord Stormont beym Arme, gieng mit ihm ans Fenster, gab ihm die heftigsten Verweise, drohte, kam dann wieder zum Könige, und sagte ihm etwas ins Ohr, das ich weiß, und verschweige.

Dieß alles, und was Mitchel dem Könige ins Ohr sagte, habe ich von dem Herrn Minister von der Horst, dem der König dieß alles gesagt hat.

Stormont kam dessen ungeachtet, nachmals, ins englische Ministerium. Wäre er Minister geblieben, so hätte sich England mit Preüssen niemals vereinigt: weil Friedrich im siebenjährigen Kriege der Lady Stormont den Gefallen nicht thun wollte, die sächsische Armee entwischen zu lassen. König Georg der Dritte hat seitdem vor sich allein, und ganz ohne alle Einwirkung der englischen Minister, die höchst glückliche und staatskluge Vereinigung Englands mit Preüssen gegründet und bewirket; und zwar seit Anbeginn der Tractaten wegen des deütschen Fürstenbundes. Friedrich wandte

sich

sich damals, mit freündlichem Vertrauen an Georg den Dritten; und Georg der Dritte trat mit allen Kräften seiner schönen und redlichen Seele in diesen Bund.

Eine grosse und durch ganz Eüropa eben so viel Erstaunen als Mißgunst erregende Staatsverhandlung Friedrichs, war unstreitig die Theilung von Polen. Was Preüssen durch die Theilung von Polen gewonn, hat man aber auch mehrentheils sehr übel verstanden. Nie hätte Friedrich sein eigen Interesse gekannt, hätte er nicht bey der Theilung von Polen seinen Erwerb von Kräften, mit Rußlands und Oesterreichs Erwerb ins Gleichgewicht gebracht. Diesem Grundsatze widersprach ein sehr leeres Geschwätz, das damals in Berlin in grossen Umlauf kam: der General von Lentulus, sagte man in Berlin, habe aus Eigennutz des Königs Vortheil in Warschau verabsaumt. Aber Lentulus war in Warschau nur figurirender Minister, und keinesweges der eigentliche Unterhändler; also

hatte

hatte er auf die ganze Sache keinen Einfluß. Friedrichs einziges Werkzeug bey dieser Unterhandlung war nicht ein Schweizer, sondern ein Hannoveraner, der Ritter von Benoit. Dieser geschickte, scharfsichtige, und mir aus schönen Charakterzügen bekannte Mann, erhielt in Warschau alle Vorschriften des Königs sehr gemessen und bestimmt, unmittelbar aus der Hand des Königs.

Versäumt war Friedrichs Vortheil bey dieser ganzen Sache auf keine Weise, so sehr man auch in Berlin dieß glaubte, sagte und herumtrieb. An Erdenfläche und Menschenzahl erhielt Friedrich von Polen weniger als Rußland, oder Oesterreich; dieß ist wahr. Aber hingegen wollen staatskluge Männer behaupten: Preussens Antheil von Polen sey mehr werth, als vielleicht der ganze Antheil Rußlands, und der ganze Antheil Oesterreichs zusammen genommen. Auch sagte ein scharfsinniger und einsichtsvoller Mann, der damalige österreichische Gesandte in Berlin, Freyherr von Swieten,

rein und rund heraus: „ich muß es gestehen, beyde „Kaiserhöfe haben bey der Theilung von Polen ge„rechnet, wie Edelleüte bey einer Ackertheilung; „Friedrich hingegen wie ein Souverain, der auf „nichts sieht als auf die Grösse seines Staats„vortheils.“

Ein unschätzbarer Vortheil für den König von Preüssen ist schon die Herrschaft über die Weichsel durch den Zoll zu Vordan und den Hafen von Danzig. Mitten durch das preüssische Gebiet und durch preüssische Hände geht also die ganze Ausfuhr und Einfuhr des Königreichs Polen zur See. So ward der König in Preüssen Herr des polnischen Handels. Besonders ist dann auch hierbey merkwürdig, daß von der curländischen Grenze bis an die Mosel alle nach Norden fliessenden Ströme durch Zölle oder Hafen unter preüssischer Gewalt stehen. Das Königreich Polen hat in seinem ganzen Bezirke, nur noch den einzigen Hafen von Polangen in dem Gebiete des Fürsten von Sacken.

Aber

Aber da ist kein tiefer und in das Land gehender Strom; hingegen fliessen alle schiffbaren Ströme, die Ruß, der Bog, der Poprad, die Warta und Weichsel im Preüssischen zusammen; und alles was man darauf verschiffet, steht unter preüssischer Abgabe und Willkühr. Selbst die dem Kaiser bey der Theilung von Polen zugefallene sehr einträgliche Salzwerke gaben den grossen Vortheil nicht, den man davon vermuthet; denn auch da eroberte Friedrich durch das eingeführte Seesalz wieder das Gleichgewicht.

Frankreich war erschrecklich bange bey dieser Theilung von Polen. Das tiefste Geheimniß deckte diese ganze Unterhandlung zwischen Catharina, Maria Theresia und Friedrich. Wie gierig der Herzog von Choiseül war, auch nur etwas aüsserst Weniges hiervon zu erfahren, und wie meisterhaft Friedrich die unbescheidene Neügier des französischen Gesandten in Berlin bestrafte, habe ich schon im zehnten Capitel dieser Fragmente er-

 zählet.

zählet. Aber Frankreich that noch mehr, und mit eben so wenigem Glück. Hinter Choiseül her, kam nun auch sein Nachfolger der Herzog von Aigüillon, und schickte einen geheimen Emissair nach Berlin. De Mettra ist sein Name, und er lebet noch. D'Aigüillon erbot dem Könige Frankreichs Garantie für irgend ein von ihm selbst nach eigenem Belieben gewähltes Stück von Polen; aber Frankreich verlangte dann auch von ihm, daß er seinen Verbindungen mit Oesterreich und Rußland wegen der polnischen Theilungssache ganz entsage? Man kann denken wie Friedrich einen solchen Emissair anblickte.

Aufs höchste stieg Friedrichs Unterhandlungskunst bey den allmähligen Schritten zum deütschen Fürstenbunde. Schon seit Entdeckung des grossen orientalischen Projekts, wovon ich am Schlusse des neünten Capitels ein Wort zu sagen wagte, also seit 1780 und 1781, war Friedrich mit dem edelgesinnten

gesinnten und wahrhaftig patriotischen Churfürsten von Mainz, wegen des deutschen Fürstenbundes, in eigenhändiger Correspondenz; und diese Correspondenz umhüllte die Nacht des tiefsten Geheimnisses. Ganz wohl wusste zwar das preussische Ministerium daß der König in beständiger Correspondenz mit dem Churfürsten sey; aber kein Minister wusste damals auch nicht das allergeringste von dem Inhalt dieses Briefwechsels, der nun ganz im geheimen Archiv in Berlin liegt. Auch nicht den Schatten eines Argwohns oder einer Muthmassung, hatte hierüber der sonst für allwissend gehaltene französische Staatsminister von Vergennes; denn noch im Junius 1784 sagte Vergennes in Versailles zu dem preussischen Staatsminister Freyherrrn von der Horst: „Ihr König „ist der gröste König dieses Jahrhunderts; er „thut die grösten Dinge, aber er hat keinen „Allirten! Er sitzt alleine; und er kann auch „nicht einen mir denkbaren Schein von wahrer

„Hülfe durch irgend eine Allianz sich verspre-
„chen (*).“

Als Vergennes so kurzsichtig in Versailles sprach, war Friedrich mit seinen wichtigsten Unterhandlungen wegen des deütschen Fürstenbundes längst im Gange; und eine geraume Zeit nachher kam das erste Gerücht von diesem Bunde in die Cabinette von Eúropa. Niemand war aber auch in Eúropa darüber mehr erstaunt als Vergennes. Denn wenn dieser französische Staatsminister auch nur rechnen konnte, so musste er sehen: Hannover, Sachsen, Hessen und Braunschweig, können in wenigen Wochen eine grössere Hülfsarmee von den ausgesuchtesten und exercirtesten Völkern dem Könige in Preüssen vor die Thür stellen: als die grösste Macht

(*) Votre Roi est le plus grand Prince de son siècle, il a fait les plus grandes choses, mais il n'a aucun allié! Il s'est mis tout seul; et il ne peut avoir l'apparance de trouver des secours réels par une alliance quelle que j'en puisse imaginer.

Macht von Eúropa, in vielen Monaten, durch eine nur irgend denkbare Allianz.

Das grosse Geheimniß des deútschen Fürstenbundes, seine wahre und tiefe Grundursache, beruhet wohl, ausser allem Zweifel, auf der für Deútschland gefahrvollen Verbindung Oesterreichs mit dem ehmaligen Frankreich. Preússen zeigte diese Gefahr. Georg der Dritte fühlte was aus diesem Uebergewicht von Frankreich entstünde; zumal wenn es ihm gelungen wäre Holland zu unterjochen. Aber den Stufengang der Errichtung des deútschen Fürstenbundes, mit den wesentlichsten Aktenstücken und Beweisen desselben, kennet seit Friedrichs Tode wenigstens niemand besser als der Churfürst Friedrich Carl Joseph von Mainz.

13. Cap.

Ueber Friedrichs Gesinnungen für die Jesuiten. Ueber das catholische Bischthum das er im Clevischen errichten wollte. Ueber die spöttische Hofnung die Friedrich dem Pabste Clemens dem Dreyzehnten geben ließ er wolle catholisch werden.

Friedrichs Gesinnungen für die Jesuiten sind in seinen nachgelassenen Werken, zumal in seinen Briefen an d'Alembert deútlich ausgedrucket. Es ist darum unbegreiflich, wie man unbedingt hat behaupten dürfen, Friedrich sey ein erklärter Feind der Jesuiten gewesen.

Er verabscheúte an den Jesuiten was an ihnen verabscheúungswürdig ist. Aber als er seine Geschichte des siebenjährigen Krieges schrieb, erzählte er die Ursachen ihrer Vertreibung aus Portugall,

wie

wie man diese Ursachen damals wusste. Seit Pombals Tode hat sich jedoch diese Geschichte ganz anders entwickelt. Noch ganz neülich hörte ich aus dem Munde eines sehr aufgeklärten und geistvollen Mannes, des Herrn Grafen von Susa, der als portugiesischer Gesandter nach Berlin abgieng, das vollkommenste Gegentheil dessen was Friedrich über die vorgeblich von den Jesuiten gegen das Leben des Königs in Portugall angezettelte Verschwörung schreibt (*). Die Jesuiten haben wegen sehr vieler Ursachen verdient aus Portugall vertrieben zu werden, sagte der Herr Graf von Susa. Aber an dieser vorgeblichen Verschwörung gegen das Leben des Königs, waren sie eben so unschuldig als der Herzog von Aveiros und die übrigen Personen vom ersten Range in Portugall, die wegen dieser falschen Anklage unschuldig den schmählichsten Tod litten. Kein Mensch hat daran gedacht den König umzubringen. Niemand wusste und konnte

(*) Oeuvres posthumes. Tom. III. pag. 344. 345

wissen, daß der König in der Kutsche saß, auf welche allerdings bey Nacht von Miethlingen des Herzogs von Aveiros einige Schüsse geschahen. Diese Kutsche gehörte einem Kammerdiener des Königs, den der Herzog von Aveiros wollte ermorden lassen. Die Schüsse geschahen eben in der Zeit, da sonst der König gewöhnlich Rath mit seinen Ministern hielt. Aber weil er eben damals einen Romar mit einer Nonne hatte, wählte er diese bekannte Zeit, um sich heimlich in der Kutsche seines Kammerdieners nach diesem Nonnenkloster zu begeben (*). Sein erster Minister, der

Marquis

(*) Portugall ist bekanntlich das christliche Land, wo man das weibliche Geschlecht am allermeisten und ganz schrecklich vor Männern hütet; und wo man auch deswegen um so mehr erfindsam, sinnreich und glücklich in der Kunst ist, weibliche Herzen zu erobern. Daher gelinget in Portugall nicht nur etwa dem Könige sondern jedem kühnen Ritter in diesem Fache alles; und selbst das allerschwerste von allem, die Eroberung

einer

Marquis von Pombal hatte gar keine Mühe den schwachen und furchtsamen König (*) zu bereden Aveiros habe ihn ermorden wollen; und er bediente sich mit Vergnügen dieser guten Gelegenheit, die vornehmsten Personen von Portugall den Händen des Henkers zu übergeben. Höchst unschuldige Personen vom ersten Adel dieses Königreiches wurden enthauptet und gerädert, weil sie dem Marquis von Pombal mißfielen. An einen Königsmord dachten die Jesuiten eben so wenig, als sie von dem vorgehabten Mord des königlichen Kammerdieners wussten, in dessen Kutsche der König

saß.

einer Nonne. Der grosse Graf von der Lippe, dessen Namen man noch immer in Portugall verehret, erzeugte mit einer Nonne in einem portugiesischen Kloster eine noch in Lissabon lebende Tochter.

(*) Der König von Portugall war so furchtsam, daß er seitdem immer geladene Pistolen bey sich hatte; nach seinem Tode sogar, fand man in dem Bette worinn er starb, zwey geladene Pistolen unter seinem Kopfküssen.

saß. Der Pater Malagrida war ein abergläubischer Tropf, ein Schwärmer der sein Leben mit alten Weibern zubrachte, denen er allerley närrische Wunder erzählte, die sein fanatischer Kopf gebahr. So sprach der Herr Graf von Susa.

Also war doch allerdings der sonst sehr einfältige Pabst Clemens der Dreyzehnte befugt sich der Jesuiten anzunehmen, in sofern man sie für Mörder des Königs von Portugall hielt. Friedrich der Grosse erzählte diese Geschichte wie Pombal sie an ganz Európa hatte erzählen lassen; und er beurtheilte sie, wie jeder Mensch sie beurtheilen muß, der nicht weiß, was sonst niemand in der Welt besser als Friedrich wusste: wie viele allgemein bekannte Dinge nur seit vierzig Jahren in Európa geschahen, wovon die wahren Ursachen das vollkommenste Gegentheil dessen sind was man in ganz Európa glaubt.

So nachdrücklich sich auch der König an der angeführten Stelle seiner nachgelassenen Werke gegen

die

die portugiesischen Jesuiten erkläret, so duldsam schrieb und sprach er von den Jesuiten überhaupt bey mancher andern Gelegenheit. Er schätzte sie wegen ihrer Verdienste um die Erziehung, oder eigentlich, wegen der guten Kenntnisse in den schönen Wissenschaften die sie der Jugend mittheilten. Er sagte zu dem Fürsten von Ligne: „Man „muß nichts vernichten; und warum hat man die „Jesuiten vernichtet, diese Verwahrer der Grazien „von Rom und Athen, diese treflichen Professo„ren? Ohne Zweifel wird die Erziehung dadurch „verlieren; aber da meine Brüder, die catholi„schen, die allerchristlichsten, die allergetreuesten, „und apostolischen Majestäten die Jesuiten ausjag„ten, hebe ich, erzketzerischer König, so viele von „ihnen auf, als ich nur finden kann; und vielleicht „macht man mir noch einst die Cour, um welche „davon zu bekommen (*).“

Gar

(*) Memoire sur le Roi de Prusse, Frédéric le grand, par le Prince *de Ligne.* pag. 53. 54.

Gar keine Notiz nahm Friedrich von der in seinen lezten Lebensjahren in Berlin erregten Exjesuitenjagd. Er wusste was über den eigentlichen und ersten Ursprung dieses Lerms wissenswerth war, lange, sehr lange vor dem Geschrey des Herrn Buchhändlers Nicolai und seiner Gehülfen. Schon im Jahre 1771 erzählte dem Könige der Herr Minister von der Horst: die Exjesuiten haben in Frankreich Freymaurerlogen errichtet; und die Veranlassung hierzu sey sehr natürlich: denn auf das allerschärfste war von der französischen Regierung verboten, daß sich niemals mehr als drey Exjesuiten heimlich an einem Orte versammeln. Der erste Zweck bey Veranstaltung dieser Conventikeln war wohl, wie der König gleich einsah, aus dem Schiffbruche ihres Ordens dasjenige zu retten, was sie etwa auf die Seite gebracht haben konnten, und unter sich hierüber Abrede zu nehmen. Vermuthlich dachten sie in der Folge auch wohl andere Absichten durch diese Mischung

von

von Freymaurerey und Jesuiterey zu erreichen. Alle diejenigen wenigstens, die sie in ihren Logen aufnahmen, erhielten die Tonsur, und wurden eigentliche Jesuiten. Sie behielten aber übrigens die Erlaubniß sich zu verheurathen. So erhielt der Herzog von Orleans und der Herzog von Chartres die Tonsur; so, wie man sagt, der Churfürst von Bayern, und so auch seitdem mancher Freymaurer in Deutschland. Dieß alles wusste also Friedrich viele Jahre vor dem bekannten berlinischen Antijesuitenlerm. Aber deswegen war Er für die protestantische Kirche eben so wenig bange, als Er für dieselbe bange gewesen wäre, wenn man ihm gesagt hätte, der Herr Oberconsistorialrath Gedike in Berlin habe kein Präputium.

Grösseres Aufsehen als die erst seit einigen Jahren nur bloß unter einigen gelehrten Herren und Damen in Gang gekommene Jesuitenriecherey, machte in der Welt die von Friedrich versuchte Hereinziehung der Jesuiten in seine Länder.

Der

Der groß und edel denkende Herr von Birkenstok in Wien spricht in seiner schönen lateinischen Lobschrift auf Friedrich den Grossen, von diesem Projekt äusserst wichtig. Er glaubt, die Jesuiten haben dadurch ihre Schlangenklugheit bewiesen, weil sie Friedrichs Schlingen entgiengen. Aber ganz anders verhält sich diese Geschichte in ihrem ganzen Zusammenhange, und in ihrer wahren Gestalt.

In jener preiswürdigen Zeit, als man bey Pabst Ganganelli die Aufhebung des Jesuiterordens scharf zu betreiben anfieng, kam, wie ich es von dem Herrn Minister von der Horst ganz umständlich weiß, ein gewesener Oberster in kaiserlichen Diensten, Herr von Dobriluck, zum Könige. Dobriluck war in seiner Jugend Novitze bey den Jesuiten, und blieb, wie das sehr gewöhnlich war, ohne Annehmung des Habits dem Orden affilirt. Dem Könige that er den Vorschlag: „Er möchte „den jetzt so bedrängten Jesuiten in seinen Ländern „völligen

„völligen Schutz verleihen, und völlige Sicher-
„heit. Sie hingegen versprechen, in einem preüs-
„sischen Hafen den grösten und vortheilhaftesten
„Handel nach China zu errichten, den jemals
„irgend eine eüropäische Nation nach China trieb.
„Bekanntlich haben sie am Hofe zu Peking
„immer den grösten Einfluß, und den Rang von
„Mandarinen; und zu den grösten Anlagen
„und Unternehmungen“ (wie dieser Emissair
am Ende der Unterredung dem Könige ganz
sachte zu verstehen gab) „wissen die Jesuiten
„schon Mittel.“

Dem Könige schien dieß glaubhaft, und er genehmigte alle Bedinge. Aber als man die Unterhandlung weiter trieb, erfuhr man: Dobriluck sey an den König nicht von dem Jesuitergeneral Ricci abgefertigt, sondern von dem bekannten und klugen Vorsteher aller deütschen Jesuiten, dem Pater Romberg.

Ricci wollte sich auf diese Vorschläge gar nicht einlassen. Wie ein wahrer Mönch sagte er: „Sein Orden sey in den betrübtesten und armselig„sten Umständen. Unmöglich sey es ihm bey„nahe, nur den dürftigen Unterhalt seinen aus „Spanien und Portugall vertriebenen Brü„dern zu verschaffen; und also sey er weit ent„fernt, auf wichtige Commerzunternehmungen nur „zu denken.“

Eine ganz kurze Zeit nach dieser dem Könige ertheilten Antwort, setzte man den Jesuitergeneral Ricci gefangen auf die Engelsburg in Rom. Unter dem Schutze der Kaiserinn Maria Theresia glaubte sich Ricci völlig sicher vor der gänzlichen Vernichtung des Ordens. Zu einem solchen Zwecke betrug sich jedoch Ricci wirklich dumm; denn man fand unter seinen Papieren die eigenhändigen Beichtzettel der Kaiserinn Maria Theresia, die der Pater Hambacher und andere jesuitische Beichtväter der Kaiserinn, nach dem schändlichen Gebrauche

brauche des Ordens, immer an ihren General nach Rom schickten. Wäre Ricci weniger unvorsichtig gewesen so hätte er diese Beichtzettel bey guter Zeit verbrannt.

Pabst Ganganelli, den die Kaiserinn wegen der von Ihr befürchteten Aufhebung des Jesuiterordens eben hart bedrohet hatte, schickte der Kaiserinn diese von ihrer eigenen Hand geschriebenen und mit Verletzung aller Kirchengesetze von ihren Beichtvätern dem General des Jesuiterordens immer pünktlich mitgetheilten Beichtzettel. Nun legte sich der Zorn der Kaiserinn gegen den römischen Stuhl, aber er verwandelte sich in den bittersten Haß gegen die Jesuiten. Sie wurden vom Hofe weggeschaffet, in der ganzen österreichischen Monarchie ward der Orden aufgehoben. Niemand begriff in Wien die Härte, mit der man bey Aufhebung des sonst so zärtlich geliebten Ordens der Jesuiten verfuhr. Man nahm ihnen alles. Ob die Jesuiten Hosen trugen, weiß ich

nicht; aber gewiß ist, man nahm ihnen sogar ihre Hemder, und sie mussten für ihre Wiedererstattung mit Suppliken einkommen.

Friedrichs des Grossen Neigung für die Jesuiten entstand, wie ich es von dem Herrn Minister von der Horst weiß, mitten unter den Schrecken und Gefahren des siebenjährigen Krieges, als Schwärmerey und wilde Religionswuth bey dem catholischen Pöbel so mächtig gegen ihn wirkten und stritten. In diesem Kriege, in welchem der dreyfach gekrönte Tropf in Rom, Clemens der Dreyzehnte, nachgerade eben diese Wuth in die geistlichen Fürsten Deütschlands trieb; in welchem auch die Jesuiten in Glaß, durch ihr Einverständniß mit den Oesterreichern, dem Könige in der Folge ihre Treülosigkeit bewiesen: zeichneten sich diese Väter in Breslau durch wahren Edelmuth und preüssischen Patriotismus aus. Nach der von dem Herzog von Bevern verlohrnen Schlacht bey Breslau, ward eine sehr grosse Anzahl von verwundeten

wundeten Preüssen nach Breslau gebracht. Diese Unglücklichen waren gänzlich verlassen. Die Jesuiten baten bey der österreichischen Generalität um die Erlaubniß, alle preüssischen Blessirten aufzunehmen und zu verpflegen. Sie erhielten diese Erlaubniß, raümten sodann fast ihr ganzes weitlaüftiges Kloster, um es mit diesen Blessirten anzufüllen, für die sie auf das allerbeste sorgten. Vor der Schlacht bey Leüthen geschah dieß. Also in einer Zeit da niemand glaubte, daß der König wieder Herr von Breslau werden könnte. Niemals vergaß auch Friedrich diese von den Jesuiten in Breslau ihm erzeigte Treü. Oft sagte Er in Gegenwart des Herrn Ministers von der Horst, von dem ich diesen grossen Zug aus dem Charakter des Königs weiß: „Mich kümmern die Streitig„keiten der Jesuiten mit der römischen Kirche und „mit so vielen Höfen eben so wenig als die Irthü„mer in ihrer Glaubenslehre. Als gute Bürger „und redlich gesinnte Einwohner betrugen sich die

„Jesuiten bey dieser und vielen andern Gelegenhei-
„ten in meinen Ländern; und darum ist es beynahe
„meine Pflicht sie zu schützen."

Dieß war hoher Edelmuth und wohlverdien-
ter Dank. Natürliche Regentenpflicht war sodann
Friedrichs Gedanke an die Errichtung eines neüen
catholischen Bischthums in seinen Staaten. Aber
weit mehr Grund hat diese Geschichte, als der
Herr Abt Denina glaubt, und ganz andere Um-
stände als Herr Denina angiebt (*).

Friedrich hat nie daran gedacht, den Abbe' dü
Val Pyreau zum Bischof von Minden zu machen;
Minden ist ein Fürstenthum mit Sitz und Stim-
me auf dem Reichstag. Aber allerdings war
Friedrich entschlossen einen eigenen Bischof im Cle-
vischen zu setzen, wegen der Menge seiner catholi-
schen Unterthanen, die in Glaubenssachen unter
fremden Bischöfen stehen. Dieser Gedanke ent-
stand

(*) Essai sur la vie et le règne de Fréderic II.
pag. 357.

stand bey ihm, zumal als er sah, daß der Kaiser den deütschen fürstlichen Bischöfen alle Diocesen in seinen Ländern nehmen wollte. Friedrich hatte seinen Plan hierüber schon gemacht, und davon mündlich oft gesprochen.

Xanten im Clevischen sollte der Sitz dieses neüen Bischthums seyn. Die alten Herzoge von Cleve hatten dort eine Cathedralkirche und ein Collegiatstift errichtet, woraus sich leicht ein Domstift machen ließ. Die Einkünfte dieses Bischthums sollten festgesetzet werden, ohne Kosten für den König und ohne Last für die catholischen Glaubensgenossen. Zwey grosse Klöster im Clevischen, Marienwolde und Marienboom, haben viele tausend Thaler Einkünfte. Diese Klöster sind vom Brigittenorden, und dieser hat bekanntlich das sonderbare Vorrecht, daß seine Klöster halb aus Mönchen bestehen können und halb aus Nonnen; die dann auch, wie es sich versteht, freündlich mit einander leben. Aber Freündlichkeit führet in den

mittägi-



mittägigen Ländern von Eúropa, zwischen Personen beyderley Geschlechts, immer ungleich weiter als in unserm kalten Deútschland. Mit Bewilligung des Pabstes wurden darum in jenen Ländern diese freúndlichen Klöster mehrentheils aufgehoben; und zwar, wie es hieß, wegen des Skandals! Friedrich glaubte diese Aufhebung darum auch sehr leicht von Pabst Pius dem Sechsten zu erhalten. Eben kam dieser Pabst nach Deútschland. Friedrich ließ ihn durch den Abbe' dú Val Pyreau in Bayern und Augsburg begrüssen; und er übergab ihm diese Unterhandlung.

Dú Val Pyreau war längst wegen seiner ketzerischen Schriften, bey dem römischen Hofe verhasst. Er benahm sich auch bey dem Pabste mit solcher Unbescheidenheit, daß er ihm aússerst mißfallen musste, und daß der Pabst dem Könige die triftigsten Vorstellungen machte, nicht gegen die Errichtung eines Bischthums zu Xanten, sondern gegen diesen ihm unausstehlichen Bischof. Den

König

König frappirten die Klagen gegen du Val Pyreau; und alles blieb liegen.

Gewiß nicht unerheblich waren die Ursachen des Königs, bey dieser gesuchten und nachher wieder unterlassenen Einrichtung. Bey vielen Vorfällen muß es einem protestantischen Landesherrn höchst unangenehm seyn, Hunderttausende von catholischen Unterthanen unter der geistlichen Gerichtsbarkeit verschiedener ausländischer Bischöfe zu haben. Ganz besonders mißfiel auch dem Könige der Gewissenszwang des österreichischen Bischofs zu Nüremonde über die Einwohner des ganzen preußischen Gelderns: denn Geldern ist fast durchaus catholisch, so wie ein Theil des Clevischen. Es ist daher gar nicht unmöglich, daß noch einmal an die Errichtung eines catholischen Bischthums in diesen Gegenden wieder gedacht werden könnte, zumal da jetzt der Pabst einen Geschäftsführer in Berlin hat, und der König von Preussen einen in Rom.

Ein eifriger, andächtiger und dummer Graf Moncada, kam nach dem siebenjährigen Kriege von Wien nach Berlin, um den König in Preussen zum catholischen Glauben zu bekehren. Moncada ließ verhoffentlich nicht zu diesem Zwecke, in vier Sprachen eine Geschichte des Lebens und der Wunder der heiligen Theresia drucken. Aber man kann sich doch vorstellen, wie Friedrich über diesen Missionarius gelacht haben mag.

Gelacht hat er wohl noch mehr, als er dem armen Pabst Clemens dem Dreyzehnten die spöttische Hofnung geben ließ: Er wolle catholisch werden. Solche Sarcasmen verdiente auch wirklich dieser gekrönte Priester durch das geweihte Baret, und den geweihten Degen, womit er im siebenjährigen Kriege den Feldmarschall von Daun aus Dankbarkeit beschenkte, weil er die Preussen bey Hochkirchen schlug (*).

Diese

(*) Oeuvres posthumes. Tom. III. pag. 343. 344.

Diese comische Geschichte hängt mit der Geschichte des Abts Pernety zusammen, der als vermeinter Bekehrer des Königs, auf einige Zeit eine kleine Rolle spielte. Er war Bruder des französischen Regisseürs Pernety in Berlin, und Herr Formey sagt: der Abt sey eben deswegen nach Berlin gerufen worden, weil er ein Bruder des Regisseürs war; eines schätzbaren Mannes, setzet Herr Formey hinzu, den sich der König dadurch verbindlich machen wollte (*). — Aber ich weiß von dem Herrn Minister von der Horst, daß der König den Abt gar nicht aus Rücksicht auf seinen Bruder berufen hat, denn er verachtete den Regisseür, und entließ ihn sobald er konnte.

Seines damaligen Rufes wegen verlangte der König diesen Mönch. Er hatte mit dem Herrn von Bougainville eine Entdeckungsreise nach den Malouinischen Inseln gemacht; seine Reisebeschreibung und sein Seejournal enthielten einige mathematische

(*) Souvenirs d'un citoyen. Tom. I. pag. 155.

matische und astronomische Bemerkungen, die dem armen Pernety einigen Ruf gaben, bis Pauw kam und dieß alles verlachte. Man hielt ihn auch damals für den Verfasser der physiognomischen Briefe, von welchen man in der Folge behaupten wollte er habe sie nicht geschrieben, und die auch Herr Formey einem unbekannten Jacob Pernety zuschreibt. Aber berühmt war einmal der Abt Pernety in Frankreich durch diese physiognomischen Briefe, ob man gleich in dem ganzen Buche nicht eine einzige physiognomische Beobachtung findet; und hauptsächlich wegen dieser physiognomischen Briefe war der König begierig, nicht nur den Don Pernety zu sehen, sondern vollends ihn zu haben. So sehr auch Friedrich von sich selbst überzeugt war, daß er die Menschen bloß nach dem Ansehen beurtheilen könne: so schien es ihm doch vielleicht nicht ganz überflüssig, noch nebenher einen Physiognomisten zu besolden.

Der

Der Vorschlag ward also an Pernety gemacht. Pernety antwortete: Er sey kein Hofmann, und in seinem Ordenshabit dürfe er vor dem Könige nicht erscheinen. Aber der König lüsterte durchaus nach diesem Physiognomisten. Also ließ er ihm die Stelle eines königlichen Bibliothecars in Berlin unter den besten Bedingungen anbieten. Pernety hatte grosse Lust den Ruf anzunehmen. Nun kam es darauf an, ihn aus dem Benedictinerkleide zu ziehen; und diese Erlaubniß versagte ihm durchaus der andächtige Pabst Rezzonico.

Bastiani führte damals die römische Correspondenz des Königs, und hatte einen spöttischen Einfall der alles möglich machte, und bey dem andächtigen Pabst alle Schwierigkeiten hob. Der König genehmigte diesen Einfall. Bastiani schrieb an den Pabst: „es sey eine Gewissenssache, dem Don „Pernety nicht zu erlauben daß er seinen Ordens„habit ausziehe, weil er mit demselben durchaus „nicht um den König in Preussen seyn dürfe: denn „der

„der König habe eine gar sonderbare Antipathie ge-
„gen solche Röcke! Aber da einmal dieser Monarch
„eine sehr grosse Neigung für die catholische Reli-
„gion zeige, wie er dieß zuverlässig wisse: so wäre
„auch niemand in der Welt, als ein so gelehrter
„Mann wie Pernety, fähig den König in Preüssen
„ganz in den Schooß der alleinseligmachenden
„Kirche zu bringen.“

Pernety war eigentlich und im Grunde, ein Kloß. Aber der andächtige Pabst wollte durch Behinderung einer so grossen Aussicht für die Kirche Gottes seine Seele nicht in Gefahr setzen. Er gab also dem Don Pernety völlige Dispensation vom Ordenskleide, und ernannte ihn zum Abt im Lande der Unglaubigen. Eine von den sächsischen Fürsten eingezogene Abtey, das Amt Bürgel eine Meile von Jena, ertheilte ihm der Pabst zur Abtey. Er schenkte auch dem neüen Abt ein ungeheüres goldenes Kreüß, nebst einem grossen goldenen Bande um den Hals.

Mit

Mit diesem Prälatenkreütz am Halse, trat also vor Friedrich den Grossen sein dummer Bekehrer Pernety. Ein weit besserer Physiognomist als er, war der König; er sprach ihn nur zweymal, hatte daran genug, und sendete ihn eilig auf seine Bibliothek nach Berlin. Ohne ihn jemals wieder zu sehen, schrieb er dennoch, in einem Anfalle von gutmüthiger Laune, wie ich im sechsten Capitel erzählet habe, für Pernety gegen Pauw. Bastiani gab dann auch einige male dem Pabste sehr erbauliche und tröstliche Nachrichten von der Ausbauung und Einweihung der catholischen Kirche in Berlin, und den übrigen Fortschritten Friedrichs in der catholischen Religion unter der Führung seines Bekehrers Pernety.

Pernety blieb mehrere Jahre Academist und Bibliothekar in Berlin. Um die Meinung zu erhalten, daß er der Verfasser der elenden physiognomischen Briefe sey, schrieb er auch verschiedene Aufsätze zur Vertheidigung der Physiognomik für

die

die Academie. Endlich begab er sich in Berlin, in eine Gesellschaft von Geistersehern, und übersetzte die Werke des Schwärmers Swedenborg. Aber als er mit dem geschickten zweiten Bibliothekar, dem Hofrath Stosch, in Streit kam, und dieser Streit nicht zu seinem Vortheil ausfiel, verließ er sein Amt, und entsagte seiner Pension, die ihm der König gerne gelassen hätte. Zu Fusse gieng er von Berlin nach Wien. Sodann begab er sich nach Italien, wo er natürlicherweise dem Pabste erzählen musste, daß Friedrich leider noch nicht catholisch sey. Und weil er in Berlin Mitglied einer Gesellschaft von Geistersehern war, gieng er nun aus Italien, wieder zu Fusse, nach seinem Vaterlande in die Gebürge von Auvergne, und suchte da die unbekannten Obern.

Ende des ersten Bandes.



Namenregister.

A.

B.

C.

E. Eller,

E.

F.

G.

Giulio

H.

L. Lam=

L.



M.

Men=



N.

O.

P.

Per-

Q.

R.

S.

Spaan

T.

V.

W.

Z.

Ver=



Verbesserungen.

S. 13. Z. 6. Lies: Haldem, statt Halden.

S. 85. Z. 6. Lies: Cäsare, statt Cäsarn.

S. 104. Z. 7. Lies: Cudenhofen, statt Cudemhofen.

S. 163. Z. 7. Lies: sagt, statt sagte.





